Die Kinder der Wittwe,

oder

Der Herr hilft auf den schuldlos Leidenden und demüthigt die Sünder bis zur Erde.

Eine Erzählung

für

die reifere Jugend.

Mit einem Vorworte begleitet
vom Verfasser
der Glocke der Andacht.

Vierte verbesserte Auflage.

Mit Stahlstich.

Regensburg, 1869.
Verlag von Alfred Coppenrath.
(Vorm. Montag & Weiß'sche Buchhandlung.)

Neue

Jugendbibliothek

für

Unterhaltung, Belehrung und Pflege frommen Sinnes.

Gewidmet

der christlichen Jugend und deren Freunden.

Sechster Band.

Die Kinder der Wittwe.

Mit Stahlstich.

Regensburg, 1869.

Verlag von Alfred Coppenrath.

(Vormals: Montag und Weiß'sche Buchhandlung.)

S. 16.



Volz gez. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Die Kinder der Wittwe,

oder

Der Herr hilft auf den schuldlos Leidenden und demüthigt die Sünder bis zur Erde.

Eine Erzählung

für

die reifere Jugend.

Mit einem Vorworte begleitet
vom Verfasser
der Glocke der Andacht.

Vierte verbesserte Auflage.

Mit Stahlstich.

Regensburg, 1869.
Verlag von Alfred Coppenrath.
(Vormals: Montag und Weiß'sche Buchhandlung.)

Vorwort.

Jedem aufmerksamen Beobachter seiner näheren oder entfernteren Umgebung dringt sich täglich mehr die traurige Ueberzeugung auf, daß das Grundübel der wie ein Krebsschaden um sich greifenden Entsittlichung der Jugend seine Quelle ganz besonders in einer lauwarmen oder vernachläßigten Erziehung des Kindes und in einer unwachsamen Beaufsichtigung der Jugend hat, deren Köpfe man mit einem Durcheinander von allerlei für das bürgerliche Leben und Weben gewöhnlich unbrauchbaren Schulkenntnissen vollpfropft, während das Gemüth, das heilige Land, dem die leuchtenden Blumen und Fruchtbäume der Religion entspringen sollen, unbebaut bleibt und so das Aussehen eines öden Brachfeldes bekommt. — So geschieht es denn, daß der religiöse Glaube, die Grundfeste des Herzens, im Gewirre des Lebens wankt und versinkt; daß die Hoffnung, der Bürgschaft des Glaubens beraubt, in allerlei Zweifel an den alten, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbten heiligen Wahrheiten unserer himmelentstammten Religion geräth und im Drange des Daseins, gerade in Stunden der Prüfung, sich oft entzieht, wo ihr Beistand so nothwendig wäre, um das gebeugte thränenvolle Herz am starken Stamme des Kreuzes aufzurichten; und daß die Liebe, die ihr himmlisches Band um Gott und Menschheit legt, nicht mehr recht aus des innersten Herzens Grund aufwärts lodert, sondern ihre göttliche Flamme mit dem Schlamm irdischer Interessen verunreint und

in die niedrigste Selbstsucht ausartet, die wie eine vergiftende Wucherpflanze die Räume des Herzens allein ausfüllt und jedes still und schön sich entfalten wollende Pflänzchen besserer Gefühle in ihm erstickt und tödet. —

Wenn eine an Herz und Gemüth verwahrloste Jugend zu Vätern und Müttern heranreift und als Mitgift elterlicher Erziehung ein verkrüppeltes Herz, ein verödet kaltes Gemüth und die Geringschätzung oder Unkenntniß des höchsten, alle irdische Glückseligkeit bedingenden Gutes — wahrer, felsenfest gediegener Religiosität und probehaltiger Tugend in das Alter mitbringt, das bestimmt sein soll, genießbar gute Früchte für ein Leben diesseits und jenseits des Grabes zu tragen, wie können dann solche Eltern die Pfänder ehelicher Liebe zu würdigen Mitgliedern der Menschheit heranbilden? — Ein verkümmerter Baum bringt keine gesunde Frucht, ein Dornenstrauch keine Rosen. — Ein Wohlthäter an seiner Zeit und der Nachkommenschaft ist deßhalb der Menschenfreund, der sich die Jugend zum Augenmerke setzt und sie durch die Beispiele des Guten in Werk, Wort und Schrift zur Nachahmung derselben begeistert. Durch das Mittel einer guten Jugendschrift kann er unendlich Viel für das sittliche Besserwerden seiner Menschenbrüder beitragen. Wohlthätig wirkt er fort und fort wie ein Regen, der von Land zu Lande über die zarten Keime und Saaten des Frühlings zieht. — Segen Gottes, wo er niederströmt.

In dieser Ueberzeugung nahm ich die Handschrift des jungen Verfassers, der sie für die erwachsene Jugend bestimmte, und als ersten Versuch in diesem Fache der Literatur der Oeffentlichkeit zu übergeben wünschte, in die Hand. Ich las sie mit einer von Kapitel zu Kapitel gesteigerten Theilnahme. Einige Winke

zur Vervollkommnung seines Werkchens befolgte der talentvolle, für das Gute innigst begeisterte Verfasser. Mit Vergnügen begleite ich dasselbe mit einem empfehlenden Vorworte. Mit Recht verdient es, unter der Masse erscheinender Jugendschriften den besseren angereiht zu werden. Die Sprache ist fließend, lebendig und bildreich. Der Verfasser verräth eine für seine Jahre ungewöhnliche Belauschung, Durchforschung und Kenntniß des menschlichen Herzens, eine schwungreiche, zuweilen nur noch etwas ungezügelte Phantasie, und ein von den Wahrheiten unserer heiligen Religion durchdrungenes und erwärmtes Gemüth. Die Charactere aus dem Leben herausgenommen, sind gut geschildert und richtig durchgeführt. Die unverkennbar aus dem Ganzen hervorleuchtende ächtmoralische Tendenz, gibt dem anspruchlosen Werkchen, das druckfertig vorliegt, die Weihe. Es liegt darin so viel Gutes und der Empfehlung Werthes, daß dieses das Unvollkommene eines Versuches, was dem Büchlein hie und da wie ein Muttermal ankleben möchte, bei Weitem aufwägt. Eine günstige Aufnahme, vielseitige Verbreitung und billige Beurtheilung dieses Werkchens diene dem jungen, sein schönes Talent zu so edlem Zwecke anwendenden Verfasser zum Trost in der Verkennung und zum Sporne der Aufmunterung, durch dasselbe noch manches Gute in diesem Fache zu schaffen, und so sich ein unvergängliches Verdienst um die Jugend zu erwerben. Und sollte dies auch der Augenblick nicht anzuerkennen scheinen, die gute Saat gibt dennoch die Bürgschaft für die gute Ernte. Für jetzt finde er seinen süßesten Lohn im Bewußtsein der Aussaat dieser Saamenkörner des Guten auf den fruchtbarsten Acker — das warm empfängliche Herz der Jugend!

Augsburg, 31. Dezember 1839.

Der Verfasser der Glocke der Andacht.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Meine kühnsten Hoffnungen übertraf die so günstige Aufnahme, welche dieses Werkchen aller Orten gefunden. Nach dreiviertel Jahren war die erste, starke Auflage schon gänzlich vergriffen, und erhielt sich unter der Masse von Jugendschriften, die gleichsam sich gegenseitig zu verdrängen suchen, ehrenvoll auf der Oberfläche, so daß der Verleger, von der Nothwendigkeit gedrungen, zur zweiten, bedeutend stärkeren Auflage schreiten mußte. Dieß möchte mir allerdings zur Ueberzeugung dienen, daß meine heißen Wünsche, auf der ehrenvollen Bahn Geist und Herz der Jugend durch eine Erbauungs- und Jugendschrift zu bilden und für Religion und Tugend anzufeiern, Anerkennung zu finden, in Erfüllung gehen, und die Erfüllung meines ersten, glühenden Wunsches erweckte ein Selbstvertrauen auf meine schwache Kraft in meiner Brust, daß ich beschloß, mit aller Kraftaufbietung noch manches Gute in diesem Fache zu liefern, wozu mir Gott, wie zur tausendfachen Verbreitung dieser Erbauungsschrift seinen allesvermögenden Segen verleihen wolle. — Dieß wünscht mit ganzer Seele.

Augsburg, zur Fastenzeit 1841.

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Vor zehn Jahren führte mich vorliegendes Werkchen in der literarischen Welt ein, und die freundliche Aufnahme, welcher sich dasselbe aller Orten erfreute, erhob meinen Muth und brachte in mir den Wunsch zur Reife, den Funken Talent, den mir Gott verliehen, in diesem Fache nach Kräften und mit dem besten Willen, zu nützen, anzuwenden.

Gedacht, gethan; Büchlein an Büchlein erschien und der rasche Absatz, sowie manche hier und dort auftauchende Uebersetzung ließ mich erkennen, daß ich mich nicht umsonst bemühe, und daß die Theilnahme wachse. Da wurde einige Mal gerügt, weßhalb ich mich, da bereits verschiedene Erzählungen von mir erschienen, gerade den Verfasser: „Die Kinder der Wittwe" nenne, und da man glauben möchte, daß ich in dieses Werkchen einen besondern hervorragenden Werth lege oder mich gar etwas mysteriös machen wollte, so geht meine Erklärung, die ich nun nach Umlauf von 10 Jahren gebe, einfach dahin, daß ich in der trübsten Periode meines damals jugendlichen Lebens*) und mit tiefverwundetem Gemüthe dieses Büchlein schrieb: in einer Periode, in welcher meine ganze Zukunft davon abhing, wie dieses mein Geistesprodukt in der literarischen Welt aufgenommen werde.

Denkt man sich nun den über alle Erwartung günstigen Erfolg, so mag man es mir zu Gute halten, wenn ich mich fortwährend nach diesem Werkchen nannte, das Gott so sichtbar segnete.

---

*) In einem Alter von 20 Jahren.

Ohne eigentliche Vorbereitung zu dem hochwichtigen Fache, dem ich mich nun mit aller Thatkraft weihte, konnte es nicht fehlen, daß hier und dort die Schwächen des Anfängers bemerkbar hervortraten, wie mich auch meine reiche Phantasie zu mancher Schilderung veranlaßte, die ich jetzt anders gegeben wünschte, und ich werde auch nach bestem Vermögen bei den künftigen Auflagen zweckmäßige und den Werth der Sache hebende Verbesserungen anbringen.

Mehr als je freut es mich, den Beruf, auf die empfänglichen Herzen der Jugend zu wirken, erwählt zu haben; denn wo es früher nur galt, moralische Erzählungen zu schreiben, mit welchen sich die Jugend, ohne Schaden zu nehmen, unterhalten und an der Schilderung von Tugenden erbauen konnte; ist es jetzt eine heilige Pflicht geworden, mehr zu thun; nämlich mit Entschiedenheit in das religiöse und politische Gebiet einzugehen und zeitgemäß zu schreiben.

Früher machte sich nämlich nur zeitweilige Lauheit in Ausübung der Gebote der Kirche bemerkbar, jetzt aber erklärt man geradezu dem lieben Gott und allem Bestehenden den Krieg und gerade die Jugend ist es, welche unbesonnen, leichtgläubig und verführt, sich zu manchem bedauerlichen Gewaltstreich verleiten ließ, von Menschenrechten faselnd, ohne sie zu kennen, von Freiheit redend, ohne die Gesetze zu achten, ohne welche eine vernünftige und die Menschen beglückende Freiheit nicht denkbar möglich ist.

Ich zürne jedoch der Jugend deßhalb nicht, denn theils durch vernachlässigte Erziehung, theils durch falsche Schulbildung und die Sprache manches Professors, welcher mit theilweise überschnapptem Verstande in dem Sinne eines Voltaire redete, seinem Vortrage etwa den Satz vorausschickend: „Ich hoffe, meine Herren, daß Sie be-

reits den lächerlichen Wahn der sogenannten Unsterblichkeit hinter sich haben," mußte die Jugend theilweise da ankommen, wo sie leider ankam, nämlich in dem Fabellande unstichhaltiger Philosopheme. Mit dem Talglichte eines irre geleiteten Verstandes sucht nun Mancher mitten in der Hellung, welche die Religion segenbringend verbreitet, Licht und klagt im klaren Strahl der Sonne über Finsterniß, die jedoch nur aus seinem Gott baren Gemüthe herausdunkelt.

Ein Dichter sagt, daß die Wolken die Form der Gegenden annehmen, über welche sie hinziehen, daß ihre Umrisse sich nach den Thälern, den Ebenen und den Bergen bilden, und daß sie dann in den verschiedenen daraus entstandenen Gestalten ihre luftige Bahn entlang hinschweben. Ob dieß wirklich der Fall ist, weiß ich nicht, daß jedoch ein Kind die Tugenden, Unarten oder Laster der Eltern annimmt, und daß der Schüler das in sich aufnimmt, was aus dem Munde des Lehrers zu seinem Gehör dringt, möchte mit wenigen Ausnahmen angenommen werden dürfen.

Würden nur Einzelne für sich so zu sagen Nichts glauben und ebenfalls nur Einzelne für sich einer Umsturzmanie nachhängen, so bliebe all dieß nur Idee; sobald aber diese Einzelnen solche Ideen aussprechen und durch die Presse verbreiten, bekommt das ideelle Gift Gestalt, Leidenschaft, Sprache u. verderbliche Thatkraft.

Der Staat hat Rechte, er hat aber auch Verpflichtungen und wenn ein Gesetz geschaffen wird, um den Uebertreter desselben zu bestrafen, so ist es auch die Pflicht des Staates, alle geistigen und materiellen Kräfte aufzubieten, um die Uebertretungsfälle nach Möglichkeit zu beschränken. Beschränkt wurden größtentheils solche Uebertretungen des Gesetzes, wenn das Schamlose und Böse weniger begierig aufgenommen und

demselben weniger freie Beweglichkeit gestattet würde; ferner, wenn die Eltern ihre heranreifende Jugend gewissenhaft überwachten und nicht selbst durch böse Beispiele und durch ungeeignete Reden über Kirche und Staat den Funken des bösen Prinzips in dem empfänglichen Herzen derselben anfachten; hauptsächlich aber müßte man nur durchaus moralische Lehrer anstellen und sie so besolden, daß nicht das stete Nagen am Hungertuche Unzufriedenheit und Böswilligkeit in ihrem Charakter erzeugte; denn ein mit seinem Loose Unzufriedener und in seiner Stellung sich gekränkt Fühlender wird schwer zufriedene und gutgesinnte Leute erziehen. Ein geistiges und moralisches Armuthszeugniß fertigt sich überdieß ein Staat aus, wenn er duldet, daß innerhalb seiner Grenzmarken Gottesleugner, Communismus und anderes Verderbliches geredet und geschrieben werden darf.

Wenn ein Vater so fahrlässig ist, seine Kinder mit Gift spielen zu lassen, so trägt gewiß er die Hauptschuld, wenn sich eines oder das andere vergiftet und unter Zuckungen stirbt. Dieses angeführte Beispiel möchte leicht verständlich sein; kurz es geschah des Guten zu wenig und des Verderblichen und Bösen zu viel; die Trägheit der Gutgesinnten und die lethargische Schlafsucht wie der gänzliche Mangel an Muth im enschiedenen Momente öffnete einem Sturm die Thore, der die bedauerliche deutsche Uneinigkeit benützend, plötzlich hereinbrauste, an den Glocken-Strängen zerrte, zum Aufruhr fordernd und die falschbelehrte oder nicht genug belehrte Jugend zusammenwirbelte und sie auf die Barrikaden zum Kampfe und in den Tod trieb. Wahrhaft traurige babylonische Verwirrungen waren dieß und im Hinblicke auf die damalige Rathlosigkeit der Volksvertreter machte man

gewiß keinen weit verfehlten Schluß, wenn man annahm, Gott der Herr habe sein Antlitz der Gnade von Deutschland hinweggewendet, das durch stete Uneinigkeit und durch wachsende Irreligiösität verbunden mit träger Schlafsucht immer tiefer sank.

Ohne Scheu spreche ich es jeder Partei gegenüber aus, daß Ruhe und Ordnung in einem Staate ohne Religion unmöglich bestehen kann. Eine Million Soldaten mit allen verderlichen Geschützeserfindungen der Neuzeit sind nicht im Stande, eine Idee, die einmal Wurzel gefaßt, umzugestalten; sie können sie nur sammt dem Individuum vernichten! Die Religion jedoch kann hier mehr — Alles thun! Ihr allein ist es vorbehalten, eine Mittlerin und Versöhnerin zwischen den Parteien zu werden; fallen aber vom ihrem Baume, von dem Baume des Glaubens, die Blätter immer zahlreicher ab, so erklären sich Revolutionen und Wirren aller Art permanent und indem jede Partei egoistisch ihre Prinzipien und Sonderinteressen vertritt, wird einem moralischen Zerfalle mit verderblicher Raschheit in die Hände gearbeitet: denn ohne Religion gibt es keine edle Duldsamkeit, keine moralische Treue, keine uneigennützige Nächstenliebe und der Satz: Man möge Gutes thun, wird so verstanden, daß sich Jeder selbst so viel zu Gute thut, als er eben vermag. Man fördere daher nach Kräften die Religion, eine tolerante, liebepredigende Religion nach dem Sinne Jesu Christi; eine Religion, die sich nicht nur äußerlich durch Befolgung gewisser Ceremonien und durch die Lippen kund gibt, sondern eine solche, welche den religiösen und moralischen Character durch entsprechende Handlungen zeigt; denn ein gutes Beispiel wirkt mehr, als schöne, in logischer Reihenfolge vorgebrachte Reden.

An Leuten, die vortrefflich schwätzen können, ist Deutschland in neuester Zeit sehr reich, an vortrefflichen Handlungen aber blutarm geworden, und es wird auch noch so lange in dieser Verarmung bleiben, so lange die Vertreter, in großer Mehrzahl lange Reden halten, um sich, von Eigenliebe getrieben, selbst reden zu hören, bestrebt das Feuer der Zwietracht zu nähren, statt nach der so sehnlich gewünschten Einigkeit offen, deutsch und ehrlich zu ringen.

Wenn es nun, wie zuweilen in Mährchen erzählt wird, den Menschen freigestellt wäre, sich nach eigener Einsicht das vermeintlich Beste zu erwählen, so würde eine seltsame Reihe von Wünschen zum Vorscheine kommen: Reichthum, körperliche Schönheit, Fülle der Gesundheit, des Genusses, der Ehre und mitunter auch das Begehren nach mysteriösen Wissenschaften, etwa dem Steine der Weisen.

Wenn nun wirklich alle diese Wünsche in Erfüllung gingen, so würde der Besitzer derselben bei dem Vorrücken der Jahre doch einsehen, daß all' das Erlangte nur an das irdische Leben gekettet sei, und mit demselben vorübergehen werde. Würde ihn da am Ende seiner Tage, wenn er sich auch nie viel mit Religion und mit Ausübung derselben abgegeben und wenn er zeitweilig auch den Glauben an die Unsterblichkeit gänzlich verloren hätte, nicht der Zweifel beschleichen, ob es vielleicht nicht dennoch eine Ewigkeit und eine Vergeltung nach dem Tode gäbe? — In den meisten Fällen würde solch' ein Zweifel im Gemüthe rege werden und ob dieses Zweifels würde der unglücklich Verblendete zusammenschaudern und beklagen, daß er nicht nach Dingen gestrebt, die echt und wahrhaft in unzerstörbarer Dauer seiner Seele als rettende Helfer und Fürsprecher

zu dem Throne Gottes folgen konnten. Solche Dinge sind nun jene Tugenden, die aus dem guten Glauben, aus der Religion hervorgehen.

Beim Beginne dieses Jahres mache ich nun Jeden aufmerksam, nach Dauerndem zu ringen, das man, wenn das Herz und das Auge bricht, als heil- und glückbringend mit hinüberbringen kann. Der Jahre unseres Lebens sind siebenzig und wo besondere Kraft vorhanden achtzig; Arbeit, Mühe und Sorgen, mit spärlichen Freuden gewürzt, das sind die ganzen Herrlichkeiten des zeitlichen Lebens. Welch ein bedeutender Antheil dieses Lebens ist nicht der siebenzigste vom Ganzen und wenn etwa dreißig Jahre noch übrig, wie viel wiegt erst jeder dreißigste Theil. Je kleiner der Nenner wird, desto ansehnlicher wird natürlich der Theilwerth.

Da wir nun, wie allbekannt von unserm Lebensmaaße gewöhnlich ein Dritttheil verschlafen und ein anderes Dritttheil träumen und versäumen, wie viel bleibt dann als echter Besitz noch übrig? Ich bitte das wohl und ernst zu erwägen wie auch zu beherzigen, daß alles Maaßlose von dem starken Weltgesetze, welches der ewige Meister wie in die Natur, so auch in die Gesellschaft hineinlegte, ohne scheinbaren Widerstand zum eigenen Selbstmorde gedrängt wird. Man benütze daher den echten nur kurz zugemessenen Besitz des Lebens wohl, man benütze ihn so, daß man seine Handlungen vor Gott und vor dem eigenen Gewissen verantworten kann. Jene welche noch klar sehen und für welche Gott nicht blos in der Fabel existirt, die bitte ich, den maaßlosen Angriffen auf Kirche und Thron gegenüber nur um so fester an dem zu halten, was sie im Einklang mit ihrem Gewissen als heilig erkannten. In diesem Sinne bitte ich sie, ihre Jugend zu erziehen und ihr den Haß gegen diejenigen zu benehmen, die einen andern Dialekt sprechen, aber doch deutsche Mitbrüder und Mitchristen sind; ferner bitte ich sie, durch rechtliche Beispiele und gute Hand-

lungen zu wirken und auf den Altar des Vaterlandes ohne Eigennutz Habe und Gut niederzulegen und das Leben freudig in den Streit zu tragen, wenn es gilt, das freche Laster zu bekämpfen und dem Gesetze, dem Throne und den Geboten Gottes Achtung und Geltung zu verschaffen!

Möge der Herr das Jahr seiner Güte krönen und den Seufzer der Liebe und des Mitleides in manchem theilnahmslosen erkalteten Herzen wieder anfachen wie auch eine edle Liebe zum theueren Vaterlande, endliche, auf Einigkeit hinzielende Gestaltung gewinnen lassen! möge er uns die Gnade zu beten und dem Gebete die Kraft, die Weihe und den Segen verleihen!

München, zu Anfang des Jahres 1850.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die Kinder der Geprüften.

Im Canton Luzern, unfern den felsigen Ufern des Vierwaldstätter-See's, lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in einem Dörfchen die Frau von Sternburg mit ihrem Sohne Adalbert und ihrer Tochter Maria. Ihr Gatte focht als Rittmeister unter Tilly und Wallenstein gegen den Schweden-König, der unaufhaltsam mit dem Donner seiner Geschütze die Vesten niederwarf und auf den Flügeln des Sieges gegen die Mitte Deutschlands vorrückte. Die Schweden standen bei Leipzig den Oesterreichern gegenüber; voll Erbitterung warfen sich die Heere aufeinander und Gustav Adolph erprobte mit dem Muthe seiner Schweden den Kern der Kaiser-Heere. Adolph siegte — von dem Blute der Erschlagenen dampfte die Erde; auch Sternburg lag entseelt, von schwedischem Blei getroffen, unter den Leichen. Ueberall loderte Feuer auf, von den Schweden entzündet, und verzehrte die Habe der geängstigten Landleute. Keine Burg ist Adolph unersteigbar, kein Fluß ist ihm zu reißend, keiner zu breit, und oft entmuthigt schon sein allgefürchteter Name seine Gegner. Längs des Mainstromes wehen jetzt schon schwedische Fahnen; die untere Pfalz wurde frei, die Spanier und Lothringer waren über den Rhein und die Mosel gewichen und über die churmainzischen,

würzburgischen und bambergischen Lande wälzten sich jetzt, wie ein reißender Gebirgsstrom, die Schweden und Hessen.

Damals flüchteten mehrere Familien in die Schweiz, und unter diesen Ausgewanderten befand sich auch Frau von Sternburg mit den Ihrigen. Die Kunde von dem Tode ihres Gemahls und die Schrecken damaliger Zeit erschöpften ihre Gesundheit sehr, so, daß sie höchst leidend in der Schweiz anlangte und nur der reinen Alpenluft und der besorgten Pflege ihrer Maria verdankte sie ihre baldige Genesung.

Zwei Jahre waren verstrichen und angewöhnt lebte die Familie Sternburg zufrieden in der Schweizer Mitte. Adalbert versorgte die Küche mit Wildpret; er hatte Freude zur Jagd und bald nannte man ihn nur den kühnen Gemsenjäger. Bevor die Sonne über die Schweizer-Firnen heraufstieg, schritt Adalbert oft schon mit der Flinte auf dem Rücken über die fetten Alpweiden zu den rauhen Höhen empor. Dort wächst nur mageres Gras, das allein die Schafe und Ziegen abweiden, und spärlich sieht man hier eine Föhre oder einen Lerchenbaum am Felsenhang seine Schatten ausbreiten. Oft kletterte er bis in die Nähe der Gletscher und in die Hochthäler, wo die freien Lüfte kalt wie am Eismeere wehen und der Sommer nur fünf Wochen dauert. Dort wächst dieselbe Ranunkel, derselbe Steinbrech, wie auf den Küsten Spitzbergens und Grönlands. Bis dahin verfolgte der Kühne die flüchtige Gemse, den Steinbock, zuweilen auch den schwarzen Bären und nicht selten stieg er mit Beute von den Höhen nieder.

Maria nähte und stickte für die Städter, um nach Kräften die Mutter unterstützen zu können, deren Besitzthum vollends in einem Prozesse, den sie gegen ihre

geizigen Verwandten führte und auf dessen günstigen Ausgang sie ihre einzige und letzte Hoffnung stützte, verloren ging. Dadurch in völlige Dürftigkeit versetzt, mußten sie vereint Alles aufbieten, um dem hereinbrechenden Mangel zu wehren. Die Mutter streckte der neue, so bedeutende Verlust wiederholt auf's Krankenbett und zusehends schwanden ihre Lebenskräfte. Alles Werthvolle wurde nach und nach hingegeben, immer schwächer wurde Frau von Sternburg und bei allem Mühen vermochten Maria und Adalbert kaum mehr das Unentbehrlichste aufzubringen, so, daß die Unglücklichen in höchster Noth, entblößt vom Unentbehrlichsten, zu nichts mehr Zuflucht nehmen konten, als — zum Gebete.

Ein edler Mann, der Pfarrer des Dörfchens, entdeckte die jammervolle Lage der Hilflosen und unterstützte sie nach seinen schwachen Kräften; doch der unerbittliche Tod rief auch ihn ab von dieser Welt; allgemein wurde der Rechtliche betrauert, denn die Umgegend verlor einen wackern Seelsorger, die Familie Sternburg aber Alles in ihm.

Die schwarze Verleumdung drang bis in die Schweizer-Cantone; ein mächtiger Feind des Rittmeisters sann nun an den Hinterbliebenen seiner Bosheit Tücke zu verschwenden, da er sich an dem Erschossenen jetzt nicht mehr rächen konnte.

Es war dies ein Mensch, der nur seinen Leidenschaften lebte; den Jahren nach Jüngling, hatte er, stolz auf sein ererbtes Geld, um Caroline, jetzt Frau von Sternburg, gefreit; als aber jene dem jungen Spieler den ernsten Sternburg vorzog, so entbrannte der Wüstling in schrankenlosem Zorne. So lange jedoch der Rittmeister lebte, verbarg der Verschmähte seine niedere Rache, denn er kannte Sternburg. Die Kunde von des

Jugendfreundes Tod erfüllte den Falschen mit Freude und er bot Alles auf, um sich an ihr, die vor vier und zwanzig Jahren ihn verschmähte, zu rächen, was ihm auch zum Theile gelang. Er hatte einen gar mächtigen Verwandten in der Schweiz; dieser schwache Mann glaubte dem elenden Verläumder und immer tiefer sank die Familie in ihrem einstigen Ansehen. Die Berner kauften immer weniger von Mariens Handarbeiten und selten grüßten die Schweizer Adalbert, wenn er ihnen jagend in den Bergen begegnete.

Adalbert bot sich hier und dort an, um durch Abschreiben die immer kränker werdende Mutter unterstützen zu können, aber er klagte meistens tauben Ohren. Der Jüngling zählte zwei und zwanzig Jahre; er war von hohem, kräftigem Wuchse, seine Züge waren fein und die hohe Stirne verrieth einen mehr als gewöhnlichen Geist. In seinem Gesichte lag ein edler, mit stillem Grame vermischter Ausdruck und sein dunkel-feuriges Auge zeugte von innerer Begeisterung. Seine edle Haltung und sein freier, keinen Zwang, keine Falschheit kennender Blick wurde ihm von den Falschberichteten für Frechheit, für Trotz ausgelegt, und fruchtlos blieben all' seine Gesuche. Bekam er auch zuweilen einige Arbeit, so reichte dies nicht hin, und der biedere Jüngling, dem Kopf und Herz Ansprüche gaben, Manches von der Welt zu fordern, konnte in der Fülle seiner Kraft, ausgerüstet mit nicht gewöhnlichen Kenntnissen, bei rastlosem Mühen dennoch seiner leidenden Mutter ihre hilflose Lage nur wenig erleichtern.

Eines Tages ging er früh am Morgen in die Berge, um etwas zu erlegen. Er dachte an die Leiden der Mutter und sann, wie das immer mehr hereinbrechende Elend abzuwehren sei. Da glitt er plötzlich, von

trüben Gedanken umdüstert, auf dem schlüpfrigen Gesteine aus und stürzte über den zwar nicht sehr hohen Bergabhang hinab. Er fiel rücklings auf sein Gewehr so kräftig auf, daß es sich, ohne ihn jedoch im Geringsten zu beschädigen, entlud und Schaft und Rohr an den spitzigen Felsenzacken zersplitterten. Langsam erhob sich Adalbert, traurig blickte er auf die jetzt unbrauchbare Waffe, dann aber kniete er nieder und dankte Gott für seine Rettung; denn gleich dem zerbrochenen Geschoße konnte auch er getödtet jetzt hier liegen, oder zerschellt hinabgerollt sein in die Klüfte des Gebirges. Mit wechselnden Gefühlen stieg er zu den Thälern nieder und pflückte hie und da ein heilsames Kraut für die daheim Leidende.

An seinem Häuschen angelangt, öffnete ihm die Nachbarin, welche oft aus Mitleid der Kranken wartete, wenn nämlich Maria eines Geschäftes halber sich entfernen mußte. Maria war zur Stadt gegangen, um einige Stickereien feil zu bieten, damit sie der Mutter stärkende Arznei kaufen könne. Frau von Sternburg, welche beim Eintreten schon Adalberts Schwermuth gewahrte, tröstete ihn, als sie erfuhr, woher sein Gram entstanden sei. Theils war es ihr lieb, daß Adalbert nicht mehr jagen konnte; den oft harrte sie seiner in Todesangst, wenn er zuweilen mehrere Tage trotz Sturm und Wetter rastlos des Wildes Fährde in den Gebirgen verfolgte; als sie aber dachte, daß jetzt der Mangel noch drückender werde, so verbarg sie nur mit Anstrengung ihre Thränen. Adalbert legte den zersplitterten Schaft und Lauf auf die Bank und prüfte Alles kundig; als er aber sah, daß hier nichts mehr zu bessern sei, so setzte er sich, in trüben Gedanken versunken, neben der Kran-

ten Bett und schaute nur manchmal durch das offene Fenster, ob Maria noch immer nicht komme.

Die sinkende Sonne röthete mit ihren verglimmenden Strahlen den Pilatusberg und die südliche Gebirgskette. Die Frühlingsnebel zogen an den Bergen hinan und drängten sich gegen das andere Ufer des See's, wo, dem Pilatusberge gegenüber, der majestätische Rigi, nur matt noch beleuchtet, sein Haupt erhob. Mit Recht nannten die Alten diesen Berg den König der Schweizer-Gebirge; in seinem höchsten Punkte Rigi-Culm ragt er viertausend Fuß über der Meeresfläche empor. Der Botaniker findet überreiche Ernte und der bloße Naturfreund labt sein Auge hier an einer Menge Prachtblumen. Kein Berg in der Schweiz gewährt eine so weite und mannigfaltige Fernsicht; denn von seinem Gipfel aus übersieht man vierzehn Seen und den größten Theil der ganzen Landschaft, der sich zwischen den Alpen, dem Jura und dem Schwarzwalde hinzieht. Er bietet in seiner Mannigfaltigkeit, übersäet von Sennhütten, ein großes und lehrreiches Panorama, wie man in der Schweiz kein zweites trifft. In dem Wasserspiegel des Vierwaldstätter-See's malten sich die eisbedeckten Häupter und warfen finstere Schatten auf seine Krümmungen, Buchten und auf seine felsigen Ufer. An seinen Ufern geschahen Tells wichtige Thaten und die Sieger bei Moorgarten und Sempach waren An- und Umwohner des See's. Noch tönte das Alphorn von den Höhen und aus dem Felsbecken schnellten sich an manchen Orten Lachse und Forellen scherzend in die Höhe.

Da eilte Maria beflügelten Schrittes über den Kirchhof ihrem Häuschen zu; beim Grabe ihres Wohlthäters, des würdigen Pfarrers, blieb sie stehen und setzte ihr volles Körbchen auf die Erde; denn heute kaufte

Niemand der Armen etwas ab; nur so viel hatte sie aufbringen können, um der kranken Mutter eine stärkende Arznei zu kaufen. Mit Thränen im seelenvollen Auge kniete sie nieder und klagte bald laut weinend. „Ach, du mein Heiland," sprach sie schluchzend, „was soll, was wird aus uns werden? Morgen sollen wir bezahlen und haben weder Geld, noch sonst etwas von einigem Werthe." Während der Krankheit der Mutter mußten sie nämlich eine Summe von hundert Thalern aufnehmen; die Zeit war um, wo das Kapital mit Zinsen zurückbezahlt werden sollte, und ihr Flehen um Geduld bei dem sogenannten rothen Müller, welcher ihnen das Geld auf den günstigen Ausgang des Prozesses geliehen hatte, war vergebens; daher wurde ihnen von Amtswegen auf wiederholte Klage des Darleihers bei Vermeidung der Execution bedeutet, binnen vierzehn Tagen den Müller zu bezahlen. Diese Gefühle bestürmten die fromme Seele, da die Frist schon bis auf Einen Tag abgelaufen war, mit Angst und Schrecken und wie sie auch sann, so zeigte sich doch nirgends Hilfe, nirgends Trost.

Als sie so weinte und betete, ging der rothe Müller, sein silberbeschlagenes Meerrohr in der Hand, über, den Kirchhof. Er war ein Mann von großer Gestalt dunklem Gesichte, groben unförmlichen Zügen, rothem lang herunterhangendem Haare und unstät rollenden Augen, aus denen ein wildes Feuer blitzte; der rothbraune, struppige Bart, der unter dem Kinne hinlief, die gekrümmte Habichtsnase gab der riesenhaften Gestalt ein abstoßendes, unheimliches Mephisto-Aussehen. Er kam aus der Schenke, davon zeugte deutlich sein glühendes Gesicht und sein schwankender Gang. Mit bäurischem Stolze blieb der Trunkene hinter der fromm betenden Jungfrau stehen, klopfte ihr mit dem Stocke auf den

Nacken und rief mit widrigem Lachen: „Ei, ei, schon wieder betet die Jungfer und so viel sie betet und wimmert, so kommt doch keine Hilfe von da oben."

„Spottet nicht," sprach sie und erhob sich, durch den Anblick solch eines Menschen widerlich angeregt. „Ei, der Tausend," lachte der Müller, „wie stolz die Dame ist! Sie darf mich schon ansehen, mein hochfahrendes Ding; erinnere Sie sich nur, was ich von der Mutter zu Gute habe; denke Sie, daß übermorgen die vierzehn Tage um sind und ich sodann, wenn Ihr nicht zahlt, Euch trotz Euren Heiligen, zu denen Ihr jetzt betet, auspfänden lassen kann — und werde." „Das werdet Ihr doch nicht, lieber Müller," bat das geängstigte Mädchen, die in diesem Augenblicke wohl sah, daß es das Klügste sei, Bitten den Rohheiten des wilden Menschen entgegen zu setzen.

„Lieber Müller!" lachte geschmeichelt der sinnliche Unhold und klopfte behaglich auf seinen Leib; „wenn Sie so spricht, meine liebe Jungfer, so muß man Ihr gut sein und wenn Sie" — bei diesen Worten näherte er sich dem hocherröthenden Mädchen mit plumper Zärtlichkeit — „mein Weib werden wollte, so schenkte ich der Mutter die Schuld und tausend Thaler obendrein. Schlag' Sie ein, Jungfer!" rief er mit heiserer Stimme. „Meine Grete, Gott hab' sie selig!, fragt nur die Leute im Dorfe, war auch gut gehalten bei mir und noch ein Jahr vor ihrem Tode blühte sie wie eine Rose; also schlagt ein, dann hat das Hungerleiden ein Ende; Ihr seid dann Frau Müllerin und nichts, bei meiner Seligkeit, soll Euch dann fehlen." Bei seinen letzten Worten streckte er seine feisten, unsaubern Hände nach Marien aus; diese aber wich züchtig zurück und ein Blick, worin gerechter Unwille und die tiefste Verachtung sich paarte, traf den

ehrlosen Brautwerber. Darüber erzürnt, rief er: „Ich glaube gar, die Betteldirne besinnt sich noch, wenn ein rechtlicher Mann ihr aus Mitleid die Hand bietet, um sie vor dem Hungertode zu retten.“ Jetzt konnte sich Maria nicht mehr halten und im Gefühle höchst beleidigter Ehre sprach sie tief ergriffen: „Schämt Euch, roher Mensch, mir solchen entehrenden Antrag zu machen; geht zu niedern Dirnen, diese dulden vielleicht Eure frechen Reden; mir aber steht es nicht zu, mit solch trunkenem Bauern an geweihter Stätte länger hier zu verweilen.“ Mit diesen Worten kehrte Maria ihm den Rücken, griff schnell nach ihrem Korbe und Arzneiglase und wollte gehen. Aber beim ersten Schritte stürzte sie, vom Stocke des Elenden getroffen, zu Boden; im Fallen hörte sie noch das hämische Gelächter des Unmenschen, dann sank sie auf den Hügel nieder, der die Gebeine ihres entschlafenen Wohlthäters deckte.

Als sie sich wieder erholte, war sie allein; Blut rieselte von ihrem Scheitel nieder und im Erwachen malte sich ganz wieder die vorige Scene. Sie weinte bitterlich, band ein Tuch um ihren wunden Kopf und blickte mit ihrem thränenfeuchten Auge zum Himmel empor. Der Mond spiegelte sich in den Bogen-Fenstern des südlich stehenden Kirchleins und beleuchtete die einsam dastehenden Kreuze, die lange Schatten hinter sich warfen. Nichts unterbrach die lautlose Stille, als der einförmige Pendelschlag der Thurmuhr; in den Trauerweiden säuselte der Wind wie unheimliches Flüstern. In einer Ecke lag faules Holz von ausgegrabenen Särgen und warf einen matten Schein auf den Ort der Verwesung. Maria saß wie ein Geist auf des Wohlthäters Grabhügel und ein Vorübergehender würde fröstelnd vor dem bleichen Wesen, das starr und regungs-

los wie ein Marmorbild 'gen Himmel blickte, die Flucht ergriffen haben.

Jetzt erhob sich Maria, strich mit der bebenden Hand die blutigen Locken von der brennenden Stirne, und bückte sich zu ihrem Körbchen nieder; — aber mit einem Schrei des Schreckens taumelte sie zurück; das Medizin-Glas war zerbrochen und so konnte nun die Arme der todtschwachen Mutter auch das einzige Stärkende nicht bringen. Von dem neuen Schrecken nun doppelt angegriffen, lehnte sie sich an einen Grabstein und blickte trostlos zu dem zerbrochenen Glase nieder, dessen heilkräftigen Inhalt jetzt die thaubefeuchtete Erde einsog. Wie sie auch sann, es war vergebens; denn sie hatte keinen Kreuzer in der Tasche; auch war es Nacht und die Stadt zwei Stunden weit entfernt. Da warf sie sich in inbrünstigem Gebete auf den geweihten Rasen nieder und flehte und rang um Fassung, um Hilfe in der höchsten Noth. Gestärkt durch frommen Glauben und durch die Macht des Gebetes erhob sie sich und wankte bleich, blutend und tief erschöpft ihrem Häuschen zu, aus dessen Fenstern ein mattes Licht, gleich dem Scheine einer Lampe am Lager einer Leiche, ihr entgegen schimmerte.

Zweites Kapitel.

Der Mutter und der Schwester Stütze.

Adalbert saß neben der leidenden Mutter und mühte sich, einer schon ausgedrückten Zitrone noch einige Tropfen zu erpressen; dann strich er die Zuckerbröselchen zusammen, um für die in glühender Fieberhitze Daliegende, so gut es gehen mochte, einen kühlenden Trank zu bereiten. Ein paar Tropfen waren Alles, was Adalbert der Zitrone mit aller Anstrengung abgewinnen konnte. Er blickte zum Himmel und eine Thräne fiel in den Trank. Die Kranke bemerkte den Schmerz des Sohnes und wischte ihm mit der welken Hand die Thränen vom Auge. „Mein lieber Sohn," sprach sie gerührt, „du bist so besorgt um mich —" „Und kann dir doch nicht helfen," schluchzte Adalbert, mit beiden Händen sein Antlitz bedeckend. „Weine nicht, mein Sohn, damit nicht auch dich der Schmerz auf's Lager strecke; wende lieber zu Gott dein gesunkenes Gemüth; er liebt ein kindlich frommes Gebet und hilft dem Bedrängten, wenn er ihn geprüft." „Ach, Mutter," seufzte der Jüngling, „ich bete ja stündlich und doch nimmt nur das Elend zu." „Wie Gott will," erinnerte die Wittwe; „murre nie gegen Gottes weise Fügung, nie, hörst du? und sollte uns hienieden nie mehr Hilfe werden." „Verzeih'," bat Adalbert, der Mutter Hand ergreifend, „es soll nicht

mehr geschehen; aber Mutter, wenn ich denke, daß ich doch auch was erlernte, und auch mein Brod gleich Andern verdienen könnte, und daß so es mir möglich würde, dich zu unterstützen; wenn ich denke, wie oft ich an unwürdige Menschen meine Worte verschwendete und diese höhnend mir auf meine Bitten entgegneten: es sei traurig, wenn ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren nicht selbst schon seine Mutter unterstützen könne und gleich einem Bettler fremde Hilfe ansprechen müsse; wenn sie sagten, wir hätten schlecht gewirthschaftet, sonst könnte das bedeutende Vermögen nicht schon durchgebracht sein; wenn ich dann erzählte, wie es geschah, wenn ich rief: Herr, ich schreibe ihnen um zwei Groschen den Bogen ab, geben Sie mir Arbeit und meine kranke Mutter wird Sie dafür segnen; wenn nach solcher Erniedrigung man achselzuckend mir bedeutete: man könne nicht helfen, ich möchte mich anderswo hinwenden, und gleich darauf ein zweit' Bittender eintrat, der sogleich Arbeit erhielt, und man mich als überflüssig stehen ließ — ja Mutter, wenn an dies ich denke, so vergib — so kann ich kaum beten." Die Mutter schwieg, faltete die Hände und schlummerte ein. Still, in Gedanken versunken, heftete Adalbert den feuchten Blick auf den Boden und nur manchmal sah er sorgenvoll nach der Mutter hin, die nun mit geschlossenen Augen wie eine Leiche vor ihm lag.

Jetzt pochte man an der Hausthüre; die Kranke, die nur leise schlummerte, schlug die müden Augen auf und weckte den Sohn, der wachend träumte, mit dem Bedeuten, zu öffnen. „Es ist gewiß Maria," sprach die Leidende; „öffne schnell mein Adalbert, ich fühle mich sehr schwach und Arznei thut mir noth." Adalbert ging

eilig, eine augenblickliche Röthe überflog seine Wangen, denn er freute sich, daß endlich die Schwester komme. „Gewiß hat das gute Mädchen für die arme Mutter etwas mitgebracht.“ So dachte er und zog schnell den Riegel zurück. Doch wie staunte Adalbert, als er die todtbleiche Schwester und das blutgefärbte Tuch um ihren Kopf erblickte. „Maria!“ rief er erschrocken, „du bist blaß wie eine Sterbende, deine Kniee wanken. Was soll das blutige Tuch? Sprich, was ist dir begegnet?“ Die Arme schwieg, aber im Andrang der mächtigen Gefühle, die ihre jugendliche Brust zu zersprengen drohten, warf sie sich überwältigt in ihres Bruders Arme. „Schläft die Mutter?“ fragte sie den Bruder, sich allmählig fassend. „Soeben erwachte sie,“ entgegnete der Gefragte; „sehnsüchtig harret sie deiner Rückkehr; sie ist sehr krank und bedarf der Stärkung. Aber sag' an, was ist dir begegnet? Rede! Dein Schweigen ängstigt mich.“ Jetzt rief die Mutter, die Mariens Stimme vernommen hatte, und das Mädchen trat, möglichst schnell sich fassend, zugleich mit ihrem Bruder ein. „Grüß' dich Gott, mein liebes Kind!“ rief die Kranke der Eintretenden zu und streckte nach ihr die abgezehrten Hände aus. „Laß dich nicht wieder von der Nacht so überraschen, denn die Nacht ist keines Menschen Freund.“ Als Maria ihr näher trat und die Kranke um ihrer Tochter Schläfe das blutige Tuch gewahrte, so richtete sie sich mit aller Kraft-Anstrengung im Bette auf, schob ihren eigenen Kopfbund, den sie immer wegen ihrer Kopfleiden tragen mußte, in die Höhe und fragte das gute Mädchen, indem tiefe Besorgniß sich in ihren Zügen malte, was ihr begegnet sei. „Ach, Mutter!“ seufzte Maria, und heftiges Schluchzen erstickte ihre Worte. „Armes Kind!“ klagte die Mutter und eine Thräne rollte über ihre gelblichten

Wangen. „Du jammerst mich; was hast du? So rede doch! sonst tödtet mich die Angst.“

„Ich lief Straße auf, Straße ab;“ erzählte endlich Maria; „aller Orten bot ich meine Stickereien feil, aber Niemand wollte etwas kaufen; endlich gelang es mir doch, eine Kleinigkeit um den halben Preis zu verwerthen; denn, bei Gott, es war die Wolle nicht bezahlt; dafür kaufte ich eine Arznei, sonst konnte ich leider nichts aufbringen.“ „Du gutes Kind,“ tröstete die Mutter, dank' ich doch Gott, daß du diese Stärkung mir mitbrachtest. Bevor du aber weiter erzählst, gib mir einen Löffel voll, denn ich fühle mich todtschwach.“ Jetzt weinte Maria auf's Neue bitterlich und lange währte es, bis sie sich gesammelt hatte und wieder reden konnte. Endlich erzählte sie mühsam weiter: „Als ich über den Kirchhof ging und wie gewöhnlich am Grabe unseres Wohlthäters betete, stand plötzlich, ohne daß ich ihn zuvor gewahrte, der Müller hinter mir. Ihn bemerkend und von seinen Spötteleien gekränkt, wollte ich gehen; er aber schalt mich hochmüthig, sprach von seinem Guthaben und von Auspfändung, und als ich mich ihm bittend näherte, so trug der Elende mir seine Hand an, mit dem Bedeuten, daß, wenn ich sein Weib werden wollte, er nicht nur der Mutter die Schuld, sondern uns noch tausend Thaler obendrein schenken wollte.“ „Dich zum Weibe nehmen?“ rief Adalbert aus, von Zorn erglühend. „O elender Wicht! Du weißt nichts von Liebe, nichts von Religion und nichts von Glauben. Aechte, reine Liebe ist das einzige Gefühl des Menschen, an dem man das Gepräge der Selbstsucht nicht wahrnimmt; du aber lebst nur deinem Gelde und deinem Leibe; das Wort Liebe wird in deinem Munde zur Lüge, wie in deinen Bösewichtswerken. Dich stärkt nicht frommer Glaube; er hat

eine heilige und eine heiligende Kraft, selbst den Gesunkenen läßt er einen Theil der vorlorenen Unschuld wieder finden; durch ihn gestärkt stirbt der mit Gott versöhnte Sünder. Doch du zitterst vor deines Lebens Ende, wie der Geizhals vor dem Verlust des Goldes, und Schauer faßt Dich bei dem bloßen Worte Tod. Mit gottesläugnerischem Lächeln auf den Lippen gehst du stets an der Kirchenpforte vorüber und doch streckst du nach diesem Engel deine unsaubern Hände aus." Die Mutter bat ihn, zu schweigen, und Maria fuhr erzählend fort, indem hohe Röthe ihre Wangen überzog: „Bei seinen letzten Worten sah er mich so entehrend an, daß mich's tief in der Seele schmerzte, und als ich vor dem Unverschämten empört zurückwich, schalt er mich eine hochmüthige Bettelbirne. Da konnte ich mich nicht mehr halten, ich schalt ihn einen rohen Bauern und wollte fort; er aber schlug mich mit dem Stocke über den Kopf, daß ich niederfiel und das Arzneiglas zerbrach." Hier schwieg sie; denn die Sprache versagte ihr den Dienst. Schweigend sah die Kranke vor sich nieder; ihr Auge war thränenleer und erschöpft sank die Leidende auf's Kopfkissen zurück. Adalbert stand in heftiger Bewegung neben dem Krankenlager; vor seinen Augen war es Nacht geworden und krampfhaft preßte er die Hand auf's ungestümm pochende Herz, als wollte er dem innern Sturme wehren. Jetzt blickte er auf die Mutter, jetzt auf seine in stillen Gram versunkene Schwester; da wurde es ihm zu enge, sein Auge rollte voll Unmuth, schnell riß er seinen Hut vom Nagel, ergriff einen Stock und eilte der Thüre zu. „Bleibe!" rief die erschrockene Mutter, die ihres Sohnes Heftigkeit kannte. „Wo eilst du hin?" sprach sie verweisend; „was soll das Zucken deiner Muskeln? Bleibe bei uns, denn mir sagt es

dein unstät drohender Blick, dein fieberhaftes Benehmen, daß die Leidenschaft wieder bei dir die Oberhand gewann und du ohne Rücksicht auf uns so zu handeln gedenkst, wie Besonnenheit und ruhige Ueberlegung nicht handeln würden; denn glaube mir, daß du durch eine übereilte That nur Freude unsern Feinden bereiten würdest." Adalbert ging an's Bett der Mahnenden, drückte ihre Hand an seine Lippen und rief in mächtiger Aufregung „Dem Schurken, Mutter, will ich Sitte und Achtung des Unglücks lehren, will ihm zeigen, daß er mit Menschen nicht umgehen dürfe wie mit seinen Rindern. Meine Schwester schlug der Unmensch auf den Scheitel. Sieh', hier sitzt die Wunde nah' an der Schläfe; es ist eine gefährliche Verletzung; vergelten will ich ihm," rief er, immer heftiger werdend; „er soll mich, den Bruder der so schwer Mißhandelten, kennen lernen." „Schweig'! du rasest," befahl die Mutter; „vergiltst du Rohheiten mit gleicher Münze, so verleibst du dich selbst der niedern Klasse ein. Lege deine Heftigkeit endlich ab und stürz' uns nicht in's äußerste Verderben; laß Gott die Vergeltung und verbittere mir nicht meine letzten Lebenstage durch deines Zornes Ungestüm; eile statt dessen zum Bader und bitte ihn schleunig zu uns." Adalbert gehorchte schweigend; ängstlich sah ihm die Mutter nach, und als er die Thüre öffnete, rief sie ihn nocheinmal zu sich heran, faßte seine Hand, sah ihm scharf in's Auge und sagte halb bittend, halb gebietend: „Mein Sohn, gehe nicht zum Müller, und solltest du ihm auch, was Gott verhüten wolle, von ungefähr unterwegs begegnen, so schweig' und unternimm nichts, ohne an deine todtkranke Mutter zu denken." Adalbert warf sich, von ihren letzten Worten tief ergriffen, vor ihrem Bette nieder, küßte ihre Hände nnd nachdem er in den rührendsten

Worten sie seines vorigen Benehmens wegen um Verzeihung gebeten und völlige Besserung gelobt, eilte er, von der Mutter gesegnet, des Baders Häuschen zu.

Die Kranke, die jetzt die Entkräftung Mariens gewahrte, hieß sie zu Bette gehen, wo sie auch bald, erschöpft von den Anstrengungen und Leiden des Tages, in einen unruhigen Schlummer verfiel. Im Bette sitzend schaute die Kranke sorgenvoll, ihrer eigenen Leiden vergessend, nach der schlummernden Tochter hin und lauschte ängstlich ihres Athems. Maria zuckte unter fröstelndem Zittern, ihre Stirne bedeckte kalter Schweiß und ihr Antlitz, vom matten Schimmer der Oel-Lampe beleuchtet, zeigte deutlich die Spuren ihrer Körper- und Seelenleiden. Zwei martervolle Stunden waren verstrichen, während welchen in ängstlichem Harren die Mutter jede Minute Adalbert sehnsüchtig zurück erwartete. Jetzt hörte sie Tritte. „Gott sei gelobt! jetzt kommt endlich Adalbert mit dem Arzte;" so sprach sie leise und faltete dankend die Hände. Da öffnete sich die Thür, Adalbert trat mit finsterer Stirne ein und blickte starr vor sich am Boden nieder. „Wo bleibt der Arzt?" fragte die Mutter den Eintretenden; „du ließest lange auf dich warten, ich verging fast in Angst; denn deine Schwester ist kränker, als wir wohl wähnen und schleunige Hilfe thut ihr noth." „Diese wird ihr nicht," sprach Adalbert dumpf vor sich hin. „Nicht? und warum nicht?" fragte die Mutter. „Der Bader war nicht zu Hause," entgegnete der Angekommene. „Ich ging in's untere Wirthshaus; dort, sagte man, würde ich ihn sicher treffen können; ich traf ihn auch, er saß in der Zechstube und spielte — mit dem rothen Müller." Mit ängstlich fragendem Blicke mühte sich die Mutter, in der Miene ihres geliebten Sohnes die Folgen eines solchen Zusammen-

treffens zu lesen. Gelassenen Tones, doch mit sichtbarem Unwillen erzählte Adalbert: „Meine Gefühle niederkämpfend, die bei dem verhaßten Anblicke mächtig in mir gährten, trat ich anscheinend ruhig an den Tisch der Spieler und ersuchte den Bader, der mir nur ungerne zuhörte, baldmöglichst zu uns zu kommen, weil meine Schwester an einer nicht unbedeutenden Kopfverletzung krank darniederliege. Er warf nur leichtweg hin, daß er jetzt keine Zeit habe, Leute zu besuchen, von denen er nichts zu bekommen wüßte; auch werde es nicht so gefährlich sein, wir sollten nur kaltes Wasser überschlagen. Bei diesen Worten wandte er mir den Rücken und nahm die Karten wieder auf. — Ja wohl, so macht's, wie Euch der Meister rieth, fiel hämisch lachend jetzt der Müller ein; bevor Ihr geht, laßt mir den Krug füllen; denn gerne gönnte ich vor dem Schlafengehen Euch den Labetrunk. Bei diesen Worten streckte er mir den Krug entgegen. Was er dazu für ein Gesicht schnitt, weiß ich nicht; gewiß lag Hohn und Kränkendes in seinen Blicken. Doch absichtlich vermied ich's, ihm in's Gesicht zu sehen; denn hätt' ich dies gethan, so wäre vielleicht mein Zorn mein oder des Müllers Unglück gewesen." Mit Selbstzufriedenheit trat er jetzt an der Kranken Bett, ergriff ihre Hand und sprach bewegt: „Ich dachte dein und suchte schleunig nach der Thüre; so glücklich wiedergekehrt, löste ich mein dir gegebenes Versprechen." „Komm' an mein Herz, mein wackerer Adalbert!" rief freudig bewegt jetzt die Mutter; „bleibt mir auch nichts, so habe ich doch folgsame Kinder; umarme mich, mein Sohn!" Adalbert gehorchte, sanft über die Mutter sich hinbeugend, und eng verbunden schlugen die gekränkten Herzen aneinander. Halbwachend durch das Geräusch schlug Maria die brennenden Augenlieder auf, sank aber sogleich wieder

in einen noch tiefern Schlaf zurück. „Sei ruhig, mein Sohn," erinnerte die Mutter, „daß du Marie nicht weckest. Hilfe haben ja wir für die Kranke keine; so störe nicht den Schlaf der Armen; denn nur er läßt sie ihren Jammer vergessen, wenn nicht finstere Traumbilder sie auch dann noch ängstigen." Die Glocke verkündete Neun vom Thurme. Adalbert blickte fragend die Mutter an; es galt der leeren irdenen Schüssel, die neben der Kranken Bett heute unbenützt sollte stehen bleiben; denn längst schon war die Stunde vorüber, die der armen Familie ihr kärgliches Mahl zu bieten bestimmt war. Adalbert wohl verstehend, faltete die Hausmutter nach kurzem Schweigen und mit einem Seufzer tiefer Ergebung, die Hände, zum Höchsten flehend:

„Allmächt'ger Gott, du siehst ja meinen Schmerz;
Zu dir, Allvater, wendet sich mein Herz,
Zu dir allein entsend' ich meine Klagen;
O, laß uns nicht so hoffnungslos verzagen!"

— Da pochte Jemand leise an der Thüre und die gewöhnliche Abendandacht dieser unglücklichen Familie unterbrechend, trat die Nachbarin ein, setzte nach gegenseitigem Gruße ein kräftiges Abendessen auf den Tisch und entschuldigte sich, daß Geschäfte halber sie so lange in der Stadt habe verweilen müssen, deßhalb komme ihr Besuch zu so ungewöhnter Zeit. Mit Thränen des Dankes empfing Adalbert die Gabe aus den Händen der sich schnell Entfernenden und reichte mit zitternder Hand die erquickende Speise der frommen Dulderin.

Der Dank zum Höchsten war der schöne Schluß des unterbrochenen Gebetes. — Und der Helfer im Himmel, der auch des geringsten Wurmes in seiner Schöpfung nicht vergißt, wird die Schwergeprüften in der höchsten Noth nicht ganz verlassen.

Drittes Kapitel.

Die Pfändung.

Vergoldend stieg die Sonne im Osten herauf und überstrahlte mit ihrem Alles belebenden Lichte Berge und Gletscher; alle Obstbäume blühten in bunter Farben-Pracht. Kräftiger Duft stieg von den Gärten auf und die einfache Melodie des Kuhreigens tönte von den Höhen, wiederholt von dem Echo der Felsen. Die Schalmeien der Hirten und ihre fröhlichen Naturgesänge ließen sich schon vernehmen mit dem dämmernden Tage. Rings ertönten die Glocken, zum Gebete mahnend, und mit gefalteten Händen verrichtete auch die kranke Wittwe ihre Morgenandacht. Maria und Adalbert schlummerten noch; denn die Ereignisse des vorigen Tages hatten sie zu sehr ergriffen. Die Kirche war aus und in fröhlichem Jubel hüpften die jungen Leute des Dorfes zusammen; die Mädchen wanden Kränze, während die Burschen den Maibaum aufrichteten. Einer unter ihnen kletterte nun an dem jetzt aufgepflanzten Freudenbaum empor und schmückte ihn mit buntem Krame unter dem fröhlichen Aufjauchzen der umstehenden Menge. Der Jubel weckte auch Marie und Adalbert. Nachdem sich Beide angekleidet hatten, fragten sie, zu der Kranken Bette tretend, nach ihrem Befinden. „Mit Gottes Hilfe wird's schon wieder gehen," hoffte die kranke Mutter;

„aber wie steht es um deine Wunde, mein armes Kind?" fragte sie Marie, während sie sich im Bette aufsetzte und schonend der sich zu ihr Niederbeugenden die Haare von der Wunde wegstrich. „Ei du mein Himmel!" sprach sie erschrocken, „der Schlag ist ja hart an der Schläfe und die Quetschung tief!" So sprechend, küßte sie Marie auf die Stirne, streichelte ihr die blassen Wangen und sah noch einmal besorgt auf die blutige Wunde hin. „Gott vergebe dem bösen Menschen diese unnatürlich rasche That!" „Gott vergeb'!" sprach auch Maria und unterdrückte ihren Schmerz; denn so schonend auch die Mutter umzugehen glaubte, so berührte sie doch oft in ihrer Schwäche die Wunde schmerzlich. Adalbert bemerkte dies und verband nun selbst Mariens Schläfe. Eine düstere Wolke lag auf seiner Stirne; sein Auge schien glanzlos und seine Lippen waren krampfhaft zusammengepreßt. Ohne Marie ein freundliches Wort zu sagen, nahm er seinen gewöhnlichen Platz am Tische ein und berührte kaum die ihm von seiner Schwester vorgesetzte Milchsuppe. Zuweilen nur warf er einen ängstlichen sinnenden Blick auf die alte Wanduhr, deren melancholisches Ticken allein die beengende Stille brach und mahnte, daß schon wieder eine Sekunde der Vergangenheit anheimgefallen sei. Die Wittwe Sternburg betrachtete Adalbert genau und beobachtetete ängstlich die äußerlichen Zeichen des Kampfes, der in der Brust des geliebten Sohnes mächtig wühlte. Lange störte sie ihn nicht in seinen finstern Gedanken; endlich aber brach sie das geheimnißvolle Schweigen und fragte mit jenem sanften Tone, der ein verwundet tiefgebeugtes Herz berührt, wie die frische Morgenluft des Gefangenen Stirne, der nach langen Krankenleiden das Licht des Tages schaut und gierig die Lüfte einsaugt, die ihn umwehen:

„Drückt dich irgend ein Kummer, mein Adalbert, den die Mutter nicht theilen darf? Du blickst so finster. Ist doch heute der erste Mai und Jung und Alt freut sich der wonnigen Zeit. Was siehst du zuweilen so sehnsüchtig nach den Bergen? Dich schmerzt wohl der Verlust deines Gewehres? Verfolge nicht länger diese gefährliche Bahn, die dich nur zum gewissen Tode führen würde! O höre meine Warnung, die du so oft aus meinem Munde vernahmst!" „Ach Mutter!" entgegnete Adalbert, „nicht dachte ich jetzt an mein sicheres Geschoß, ganz andere Dinge drücken mich heute; wohl noch erinnere ich mich der Zeit, wo auch ich mich auf das Maifest freute und heiter mich unter die Fröhlichen mischte; aber gerade heute macht besonders dieser Tag mir so schwer, so bange." „Warum mein Adalbert?" fragte zutraulich die kranke Frau. Der Befragte schwieg und auch Maria, die den Bruder wohl verstand, sah mit feuchtem Blicke die forschende Mutter an. Bewegt drückte die Kranke Beiden die Hände; denn auch sie wußte nun, was den Kindern Thränen erpresse. „Heute ist die Frist um," sprach sie mit zitternder Stimme; „wir sollen zahlen — und leiden selbst an Allem Mangel. Gott, wie du willst!" seufzte sie und blickte betend auf das ihr gegenüber hangende Marienbild. Adalbert und Maria falteten stumm, in der Mutter Gebet einstimmend, die Hände. Lange schwieg die Mutter und weder Adalbert noch Maria wagten die Betende zu unterbrechen. „Gott wird helfen. Der Müller wird uns nicht pfänden," sprach mit Zuversicht jetzt die Kranke, die Stille unterbrechend. „Du täuschest dich, Mutter," fiel Adalbert ihr in die Rede; „der Unmensch thut's gewiß." „Ei, hast du doch allen Glauben an die Menschheit verloren," entgegnete verweisend die Mutter; „hat auch der Trunkene die rasche

That begangen, so wird's ihn jetzt reuen und gewiß gestattet er uns noch einigen Aufschub. Ich will mich dann an eine alte Freundin, die ehemalige Oberstin in Lausanne wenden. Heute Nacht träumte mir von ihr und sehr müßte ich mich täuschen, schlüge sie meine Bitte ab." „Ach Mutter," sprach düster Adalbert, „du trauest noch immer der Welt — wolle Gott, daß du dich nicht täuschest." „Und wenn ich mich auch täusche, so will es Gott so und willig füge ich mich seinem Verhängnisse." Adalbert schwieg, trat an's Fenster und schaute theilnahmslos dem Treiben der muntern jungen Leute zu, die jetzt Hand in Hand im Kreise um den Maibaum tanzten. Maria hob unterdessen die Mutter auf einen Stuhl und machte ihr das Bett zurecht. „Gerechter Gott, meine Ahnung!" rief Adalbert und stierte mit flammenden Blicken auf die Straße. „Was ist dir? was blickst du so starr durch's Fenster? was gibt's da außen?" „Nein," rief jetzt Adalbert, das ist zu viel, dort kommt der Müller, der Stadtschreiber und ein Büttel sind bei ihm; sie kommen — uns zu pfänden."

„O du mein Heiland!" rief Maria und sank in die Kniee; die Mutter lächelte schmerzlich, ihr Auge war trocken und ihr Haupt sank langsam auf die Brust herab. Schnell warf jetzt Adalbert den Rock ab, stülpte das Hemd auf, riß einen gewichtigen Stock aus einem Winkel hervor und rief vor Schmerz und Zorn bebend: „Mutter, bis jetzt folgte ich dir wie ein guter Sohn; aber wenn der Böse uns das Letzte fortschleppt, das dulde ich nicht, bei meiner unverletzten Ehre! Ich will ihn noch bitten, sich einige Wochen zu gedulden; wenn er aber dann doch nicht von seinem niedrigen Vorhaben absteht, so setze ich mich zur Wehre und wer hier etwas berührt oder euch ein Haar krümmt, beim ewigen Gott!"

— „Was willst du thun, Wahnsinniger?“ fiel die Mutter dem Aufgeregten in die Rede; weg mit dem Stock! wozu hilft deine Widersetzlichkeit? Laß geschehen, was Gott über uns verhängt, oder tödte mich, wenn du mein Wort nicht mehr hören willst; lieber will ich sterben, als meinen Sohn als Mörder auf dem Schaffot verbluten sehen.“ Da sank Adalbert der Mutter zu Füßen. Maria stützte der Kranken schwaches Haupt mit einem Kissen, das sie vom Bette nahm.

Jetzt schollen Tritte und im nächsten Augenblicke trat der Müller mit dem Schreiber und dem Knechte des Amtes ein. Letzterer war das Jammerbild eines vor der Zeit gealterten Menschen. Ueber seinem Scheitel, der mit dünnen Haaren besäet und schon grau geworden war, mochten etliche dreißig Jahre hingegangen sein; sein fahles Gesicht war von tiefen Falten gefurcht, aus seinen tiefliegenden grauen Augen lauerte Tücke und Bosheit, und abgemagert stand er da in seiner Amtskleidung wie ein überhangenes Skelet — er war einer von des Müllers vertrauten Freunden.

„Was wollen Sie mein Herr?“ fragte die durch solch' ungewohnten Anblick tiefgekränkte Wittwe den Amtsschreiber, der mit sichtlicher Bewegung die kranke Frau betrachtete. „Frau von Sternburg,“ entschuldigte er artig, „mir thut es in der Seele wehe, so ihre Bekanntschaft zu machen; aber Sie kennen meine Pflicht, ich muß gehorchen, obwohl mit widerstrebenden Gefühlen. Sie schulden dem Müller hundert Thaler, die Zeit ist mit dem heutigen Tage um. — Können Sie bezahlen?“ fragte er, indem eine Thräne in seinem Auge zitterte. „Nein, lieber Herr,“ entgegnete die Kranke; „aber um vierzehn Tage Aufschub bitte ich noch. Ich will mich unterdessen an eine Freundin in Lausanne wenden, und

Alles hoffe ich von ihrer Güte, die sie früher, als ich sie nicht brauchte, oft bewies." Der Schreiber sah bittend den Müller an, denn er war, obgleich schon eine Reihe von Dienstesjahren seinen Scheitel bleichten, noch unverdorben im Dienste, und unterzog sich nur ungern solchem Geschäfte. „Nichts da," rief lachend der Müller; „ja wohl vierzehn Tage! es ist zum Schlagtreffen! will einen das Gesindel noch zum Besten haben. Ich verlange mein Geld und bekomme ich solches nicht zur Stunde, so pfänd' ich Euch; denn ich bin nicht der Mann, der seinen Vorsatz aufgibt, wenn ein altes Weib weint. Hurtig also, Herr Amtsschreiber! thun Sie ihre Pflicht!" Adalbert knirschte mit den Zähnen und war im Begriffe, auf den Müller loszustürzen; aber ein Druck der Hand und ein bittender Blick von seiner Mutter hielt ihn zurück. „Seid nicht so hart, Meister Müller," bat der Amtsschreiber; „seht die leidende Frau, die Angst des bebenden Mädchens und wartet noch die kurze Frist. Denkt an Gott, denn solche Scenen lasten Einem oft schwer auf der Seele." „Ihr braucht mir keine Sittenpredigt zu halten — Herr Schreiber! Wenn ich immer an Gott denke," lachte er jetzt widerlich, „so komme ich doch nicht zu meinem Gelde." Da warf ihm die Wittwe einen Blick zu, vor dem er verlegen das freche Auge niederschlug; aber alle seine Bosheit zusammennehmend, sprach er: „Zahlt oder — ich pfände Euch." „Ich kann Euch jetzt nicht zahlen, entgegnete gelassen die Wittwe; „gönnt mir die kurze Frist, um welche ich gebeten, und ist selbe verstrichen, ohne daß Ihr befriedigt seid, so mögt Ihr mich in Gottes Namen pfänden." „Das ist doch lustig!" lachte nun der Müller, „ich soll vierzehn Tage warten, bis ihr Euren besten Kram beiseite geschafft habt; ha, ha, Ihr übervortheilt mich nicht; ich nehme jetzt, was

mir taugt; käme ich aber in vierzehn Tagen, so fände ich leere Wände. Wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren; so hieß' es dann, und ich wäre, da ich aus Mitleid mein sauer verdientes Geld hingab, obendrein noch der Gefoppte." „Thun Sie Ihre Pflicht," sprach erschöpft und tief gekränkt die kranke Frau zum Amtsschreiber, der in heftiger Bewegung am Fenster stand, ich will an diesen Menschen meine Bitten nicht länger verschwenden." Zögernd und tiefbewegt schaute der Amtsschreiber in der ärmlichen Stube umher; auf einen Blick des Müllers befahl er endlich mit abgewandtem Gesichte dem schadenfroh in der Ecke stehenden Büttel, seine Pflicht zu erfüllen. Maria stand bleich und zitternd vor innerer Bewegung, die Mutter faltete die Hände und Adalbert ballte krampfhaft die Faust. Der Amtsknecht näherte sich mit boshaftem Grinsen der Mutter Bett, warf es auf den Boden, band Ober- und Unterbett in ein Leintuch, um so es leichter fortschaffen zu können. Als er aber nun auch mit fühlloser Rohheit das Kissen unter der Kranken Schulter wegzog und das schwache Haupt der armen Frau hart auf die eichene Stuhllehne zurückfiel, da konnte sich Adalbert nicht mehr halten. Vor Zorn bebend stieß er den schmutzigen Schergen vor die Brust, daß der Entnervte bis zur Thür zurücktaumelte und rücklings niederfiel. Schnell erfaßte er den jetzt noch am Boden liegenden Stock und rief mit einer Stimme, vor welcher die Fenster erzitterten: „Aus dieser Stube wird nichts weggetragen, so lange ich athme. Ihr seid ein Wucherer, ein elender Schurke," rief er laut zum Müller gewendet. „Gestern schlugt Ihr meine Schwester auf dem Kirchhofe nieder, weil sie nicht Eure schamlos frechen Reden hören wollte, und heute, beim ewigen Gott'" drohte er, den Stock über seinem Haupte

schwingend, „schlag' ich euch den Schädel ein, wenn Ihr's wagt, Hand an meiner kranken Mutter Bett zu legen. Entweder gönnt Ihr mir die Frist von vierzehn Tagen, um welche die Mutter schon bat, oder ich gehe in die Stadt und verklag' Euch vor dem Stadtgerichte wegen Eurer Rohheit, in welcher Ihr bald meine Schwester erschlagen hättet." Verdutzt stand der Müller, denn bei dem Stadtgerichte war er nicht sehr vortheilhaft angeschrieben, und etwas kleinlaut fragte er: „Wann wollt Ihr also zahlen?" „In vierzehn Tagen," sprach Adalbert bestimmt. „Gut, wenn diese aber wieder vorüber sind," sprach, sich zum Lächeln zwingend, der Müller, „und ich Nichts erhalte, so komme ich wieder, mein sehr geehrter Herr; wird mir aber dann mein Geld nicht, so helfen Ihre Bitten und Drohungen nicht und ich — pfände Euch. Ihr Diener!" sprach er höhnisch, sich verbeugend, und entfernte sich mit dem Amtsknechte. „Verzeih' mir, Mutter!" rief Adalbert, die Kranke auf die Stirne küßend, „wenn ich diesmal dein Verbot übertreten; aber es schnitt mir durch's Herz, als der Büttel das Kissen unter deinem Rücken wegzog, und Dein mir theures Haupt so schwer auf die harte Lehne des Stuhles zurückfiel. O Mutter! o Schwester! Gott ist barmherzig; laßt uns nun auf Mittel sinnen, den Unmenschen zu befriedigen." Mit Rührung umfaßten Mutter und Schwester Adalbert, denn sie mußten sich gestehen, daß nur er sie rettete. Mit inniger Theilnahme betrachtete der Amtsschreiber diese Scene der kindlichen und mütterlichen Liebe, über deren Ausbrüche er beinahe seine Gegenwart zu vergessen schien. Als sich der Sturm der Gefühle in Etwas gelegt hatte, unterbrach er die gegenseitig noch fortdauernden Liebkosungen mit den Worten: „Sie können denken, daß ich nach dem ergreifenden Schauspiele, dessen

Zeuge ich war, auf's Neue wieder das Drückende meines Standes erkenne, und Nichts sehnlicher wünschte, als Ihnen helfen zu können." Der Amtsschreiber trat nun zu Adalbert, drückte ihm mit theilnehmender Wärme die Hand und sprach besorgt: „Wolle Gott, junger Mann, daß Sie diese Summe aufbringen, denn der Müller ist ein harter Mensch." Mit vielem Anstand entschuldigte er sich bei Mutter und Tochter, und verließ das Zimmer.

„Laßt uns," erinnerte die Mutter, „bevor wir an fernere Hilfe denken, Gott nun danken für die abgewandte Schmach; haltet mich, Adalbert und du, Maria, daß ich nicht falle." Sie kniete, gestützt von ihren Kindern, nieder, und dankte in deren Mitte unter heißen Thränen der allwaltenden Vorsehung.

Viertes Kapitel.

Die Unthat.

Hoch stand die Sonne. Mittag verkündeten die Luzerner Glocken, als der rothe Müller eiligen Schrittes durch den Herrgottswald den höher gelegenen Alpen des Pilatus zuschritt. Niemand begegnete dem Eilenden hier; denn damals ging die Sage, es wäre auf dem Pilatus nicht geheuer. Der Name des Berges scheint die unschuldige Ursache davon zu sein. Pilatus ist nichts Anderes, als eine Uebersetzung des lateinischen Mons pileatus, „ein

Berg mit einem Hute." Diese Benennung hat man mehreren Bergen gegeben, deren Gipfel sich mit einer dunklen Wolkenhaube bedecken, bevor Regen und Ungewitter über die Gegend losbrechen. Aus Pileatus hat endlich das Volk Pilatus gemacht, und so diesen Berg mit dem römischen Landpfleger in Beziehung gebracht, indem sich die Sage daran knüpfte, daß er in dem kleinsten See jenes Bergkessels versenkt wurde und die Wanderer beunruhige. Dieser Berg bietet ohnedies so viel Interesse dar, daß er dieser Wunder nicht bedarf. Er ist mit Nadelholz beschattet und an seinem Gipfel gespalten, aber die Tannen erreichen den Gipfel nicht; auch werden sie, je höher man steigt, um so kleiner. Am Fuße des Tomlis, eines der felsigten Gipfel dieses Berges, befindet sich eine Höhle, von der man noch nicht weiß, wie weit sie in den Berg hinein sich winde. Man glaubt, sie ziehe sich durch den ganzen Berg und verbinde sich mit einer ähnlichen, jenseits gelegenen Höhle, Namens St. Dominique. Diese große Höhle war im Lande unter dem Namen Mondloch bekannt, weil dort die Mondmilch gesucht wurde, die für Wunden sehr heilsam sein soll. Die Kälte, die darin herrscht, soll so stark sein, daß sie dem Eintretenden den Athem hemmt. Besonders auch diese Höhle ist sehr verrufen. Zu ihr stieg der Müller empor, den Aberglauben des Volkes benützend; was er dort trieb, war für Jeden ein Geheimniß. Der Regenbach, der vom Pilatus niederströmt, war von den Gebirgsbächen, von dem schmelzenden Schnee mächtig geschwellt, und stürzte sich mit dröhnendem Donnergepolter schäumend in die Schlünde der Tiefe.

Jetzt hatte der Müller die Plattform erstiegen, und setzte sich erschöpft der Höhle gegenüber auf ein Felsenstück. Vorsichtig spähte er nach allen Richtungen; als

er aber Nichts gewahrte, zog er einen schweren Seckel hervor, zählte mit leuchtenden Augen die blanken Thaler, mit sichtlichem Behagen band er sie wieder in den ledernen Beutel, und verschwand eilends im Innern der Höhle. Da richtet sich eine hohe Mannesgestalt hinter einem Felsenstücke auf. Bei des Müllers Erscheinen hatte sie sich scheu zusammengekauert. Das fahle Antlitz des Fremden zeigte von wild durchlebten Jahren, und seine stechenden Augen spähten hinter dem schwarzen Gesteine hervor, wie die des lauernden Luchses. Leise und bedächtigen Schrittes schlich er sich an die Oeffnung der Höhle und legte lauschend sein Ohr an die Wand, während er seine Rechte im Gewande barg. Nichts ließ sich vernehmen, als das dumpfe Echo eines in die Felsen im Innern der Höhle taktmäßig eingehauenen Hammers. Jetzt verstummten die Hammerschläge. Tritte hallten, der Fremde drückte sich platt an die Felsenwand, und der Müller trat zufrieden lächelnd heraus. „So! nun seid ihr gut aufgehoben," sprach er zu sich, fröstelnd die Hände reibend. „Euch schützt der Aberglaube an die Geister dieser Klüfte. Es fror mich wahrlich in diesem Bärenloche; seltsam! wie doch die Furcht bethört! Mir schien, als hörte ich Tritte außen und doch erblick' ich ringsum Nichts. In dieser Höhle sucht Niemand des rothen Müllers Thaler, und seit Sternburg nicht mehr jagend sich herumtreibt in den Gebirgen, bin ich doppelt sicher, mein mühsam Erworbenes ungesehen hier vor den gierigen Blicken der Welt zu verbergen." Bei dem Namen Sternburg huschte der lauernde Fremde am Boden nieder und beobachtete aus seinem Verstecke jede Bewegung des Müllers.

„Was ist das?" rief erschrocken jetzt der Müller, der ein Geräusch hinter sich vernahm, schnell sich umwandte

und nun die am Boden wie ein Ball zusammengedrängte Gestalt des Unbekannten erschaute. Der Fremde richtete sich langsam auf und trat nun zu dem Erstaunten hin. „Was machst du hier an diesem verrufenen Orte, Fremdling?" fragte ihn der Müller, von seinem Schrecken sich erholend; „du bist wohl kein Eingeborner," fragte er weiter; „denn Keiner im Schweizerlande wagt es, außer mir, diese Stelle zu betreten." „Was fürchtet der, den die Menschen verfolgen?" lachte der Unbekannte; „Dem graut nicht vor Geistern und Teufeln, nur vor seinen Verfolgern; um diesen zu entgehen, weile ich schon mehrere Tage auf diesen Höhen; denn hier schützt mich der Aberglaube und die Dummheit eures Pöbels." „Du stehst also mit der Obrigkeit nicht auf gutem Fuße? spottete der Müller. „Auch ihr scheint Manches zu thun," entgegnete der Fremde, indem seine Lippen sich zu scheußlich höhnischem Gelächter verzogen, „das, wenn es gewisse Leute wüßten, Euch böse Händel verursachen würde." Der Müller erblaßte wie die Sünde, aber schnell gewann er seine Frechheit wieder und schaute tückisch prüfend dem Unbekannten in's Gesicht; doch allmählig glättete sich seine Stirne, denn er fand jenen Einklang in des Fremden Zügen, der Niedere aneinander kettet. Auch der Fremde ließ gerne sich betrachten und bot endlich, das Schweigen brechend, dem Müller die sonnengebräunte Hand, indem er lächelnd sagte: „Ich sah, wie ihr vorhin das blanke Silber trugt und war daran, Euch einen Reisepaß in die Ewigkeit zu schreiben; als Ihr aber den Namen Sternburg spracht —" „Wie? kennt Ihr diese Brut?" fiel ihm der Müller in's Wort.

„Ob ich sie kenne?" fragte der Andere mit wildem Gelächter. „Seit fünf und zwanzig Jahren verfolgt meine Rache diesen Namen und jetzt noch, wenn ich ihn

sprechen höre, macht er in mir die Galle gähren. „Hört denn,“ sprach er, vertraulich sich dem Müller nähernd: „ich war einst ein reicher Mann und nur Ein Wunsch belebte die jugendliche Seele. Ich liebte ein Mädchen lange, ohne daß sie es wähnte; endlich aber, um das Ziel meiner Wünsche zu krönen, trug ich ihr meine herzliche Zuneigung an; sie aber stieß mich zurück und zog mir, dem Reichen, den unbemittelten Sternburg vor, der Nichts hatte, als seinen Degen und, wie man zu sagen pflegt, eine unbescholten lächerliche Ehre. Seit dieser Zeit lebte ich nur meinem glühenden Hasse. Sprecht, wo lebt die Wittwe Sternburg? und wo ihr Sohn, den Ihr vorhin nanntet?“ „Sie lebt, oder besser gesagt, sie hungert,“ entgegnete der Müller, „unfern des Vierwaldstädter-See's, erfreut sich eines hochfahrenden Sohnes, und einer gar züchtigen Tochter. Sie lebten bis jetzt vom Borgen, doch jetzt borgt Niemand mehr auf leere Titel. Mir schulden sie,“ schmunzelte er schadenfroh, „hundert Thaler, und da sie nicht zahlen können, so werde ich sie pfänden.“ Freude und Bosheit strahlte aus den Augen der Bösewichter, und je länger sie die Unterhaltung fortsetzten, desto mehr gefielen sie einander. „Setzt Euch,“ sprach nun der Müller, immer zutraulicher werdend, „und erzählt, wer Euch verfolgt, und was Euch hieher führte.“ „Mein Geld nahm mehr und mehr ab,“ erzählte der Fremde, sich neben den Müller setzend, „und ich begab mich mit dem Reste meines einst bedeutenden Vermögens nach Italien. Dort vergaß ich bald deutsche Sitten, denn der Italiener munteres Leben gefiel mir besser, als das einförmige Treiben in Deutschland. Jeden Tag begab ich mich in die Spielhäuser, dort fielen oft die Karten bis der Morgen graute, und durch meine Geschicklichkeit gewann ich stets.

Der Müller lachte, indem er mit der Hand einen gewandten Griff zeigte, wie man die Karten verdrehe. Der Andere klopfte ihm beifällig auf die Schulter und nannte ihn von jetzt an Freund. „Ein sogenannter rechtlicher Schurke," erzählte d'rauf der Fremde weiter, „entdeckte meine Kunst, und ich wurde, — denkt Euch diese Schmach! — als falscher Spieler angeklagt, Nachts in meinem Zimmer ergriffen. Ich setzte mich zur Wehre, zog schnell ein Pistol unter meinem Kopfkissen hervor, schoß einen Soldaten nieder und entsprang, das allgemeine Erstaunen benützend, ohne Geld, nur leicht gekleidet, durch's Fenster. Ich war gerettet! Bald aber las ich eines Abends einen Steckbrief auf mich; fünfzig Dukaten waren ausgesetzt Demjenigen, der meiner todt oder lebendig habhaft würde. Von Todesangst ergriffen, floh ich scheu aus der Schenke und irrte so vogelfrei durch die Welt. In Luzern faßte man mich scharf in's Auge, und aus Furcht, entdeckt zu werden, verkroch ich mich hier in diesen Klüften." Sinnend schaute der Müller vor sich nieder. Nach langem Schweigen ergriff er des Geächteten Hand und nachdem er noch einmal seine Augen prüfend auf ihn geheftet hatte, rief er mit komisch prahlender Geberde und in feierlichem Tone: „Kamerad! ich bin nicht fühllos gegen arme Unglückliche, die, von niederm Gesindel verfolgt, im Elende schmachten; kommt mit mir in meine Mühle; solch' ein Ehrenmann fehlt mir längst, und seid Ihr nur erst einige Zeit bei mir, so wett' ich darauf, es gefällt Euch in dieser Gegend. Ich verkleid' Euch als meinen Müllerburschen und unter dieser Maske soll Euch, bei meinem Seelenheile, der längste Arm der Gerechtigkeit nicht erreichen; aber versprechen müßt Ihr mir, daß Ihr in manchem Stücke meinem Willen nachkommt." „Rette mich!" rief jetzt mit wilder

Geberde der Fremde, „und fordere, was du willst; gebiete über mein Gehirn, über meinen Arm, über meine Seele! Ich weihe dir Alles, nur rette mich vor dem hanfenen Halsbande.“ „Wohl gesprochen!“ entgegnete schmunzelnd der Müller; „Ihr seid gerettet, und just gibt es heute noch für Euch ein Stückchen Arbeit.“ „Sprecht, welche?“ „In meiner Mühle,“ that geheimnißvoll der Müller, „kamen gestern zwei Handelsleute an, die schon oft bei mir einsprachen; dießmal aber trugen sie schwere Geldkatzen um die Hüften. Morgen gedenken sie mit dem Aufgang der Sonne abzureisen; ich aber,“ lachte er, „denke anders. — Die Straßen werden jetzt von freien Leuten beunruhigt, und so fiele kein Verdacht auf uns, wenn die beiden Herren verschwinden. Ich allein getraue mir aber dies Geschäft nicht zu übernehmen, denn sie führen blinkende Geschosse bei sich; auch liegt mein einziger Knecht, dem ich trauen dürfte, krank darnieder. Wenn Ihr daher Euch verstündet —“ „Euch zu helfen?“ fiel der Andere ihm in's Wort, und wilde Freude blitzte aus seinen tiefliegenden Augen; „wie mögt Ihr fragen, alter Fuchs? Hier meine Hand!“ „Topp!“ rief der Müller freudig, „der Erlös wird getheilt. Höre, Freund, wir müssen uns näher kennen lernen; aber jetzt neigt sich die Sonne schon. Komm', damit wir vor Mitternacht zu Hause anlangen.“ Jetzt drückten sich Beide auf bleibende Freundschaft die Hände und besiegelten mit einem so kräftigen Händeschlag, daß das Echo von den Felsen wiederhallte, den schwarzen Bund. Rasch ging's nun abwärts. Wilde Freude, Geldgier und Blutdurst leuchtete deutlich aus den Gesichtern der von Gott Verlassenen hervor.

Der Fuß des Berges war erreicht. Dunkle Wolkenmassen überzogen den nächtlichen Himmel und kein Ster-

nen=Schimmer erhellte die schwarzdunkle Nacht. Sie hatten das Dörfchen erreicht und blind folgte der Fremde dem Müller. Nun gelangten sie, von keiner Seele gesehen, — denn die schwarze Nacht war dem Höllenwerke günstig — vor der Mühle an, die das äußerste Ende des Dörfchens begrenzte. Laut schlug der Kettenhund an; als er aber seinen Herrn gewahrte, der ihm Stille gebot, zog er sich knurrend in sein Bretterhaus zurück. Der Fremde konnte seine Begierde nach Ausführung der That kaum mehr bändigen; doch der Müller, besonnener, empfahl ihm möglichste Stille und zog ihn leise zur Thüre, die er behutsam öffnete. Nun befanden sie sich im Innern des Hauses, und so leise sie auch auftraten, so hallten doch ihre Tritte in der Grabesstille wieder. Nichts als das Rauschen des Wassers war vernehmbar, denn die Räder stockten alle in träger Ruhe. Nun schlichen sie über die Treppe in das rechts gelegene Vorzimmer, das eine Bretterwand von dem Gemache der bestimmten Opfer trennte.

„Hier, mein Herzensfreund," flüsterte jetzt der Müller, „ist der Ort, wo uns reiche Beute lächelt." Dies sagend, legte er lauschend das Ohr an die Bretterwand, nach einer Pause sprach er leise: „Alles schläft! Schlüpfe leise durch die verborgene Thüre, die geräuschlos sich öffnet, und stoße dem links Schlafenden den wohlgeschliffenen Stahl in die Brust. Ich folge dir auf dem Fuße, um den Andern zu liefern." Leise nahte sich der Fremde der bezeichneten Stelle, öffnete, wie ihm geheißen, die verborgene Thüre, und schlüpfte durch die niedere Oeffnung nach dem links Schlafenden hin. Hinter ihm kroch der Müller ein, und tappte der wohlbekannten Stelle des schlafenden zweiten Gastes zu. Des Müllers Begleiter war jetzt nahe genug herangekommen, um seines Schlacht=

opfers Athemzüge zu vernehmen; da war des Müllers Arbeit schon vollbracht. Das erstickende Röcheln des auf den Tod Getroffenen mahnte auch ihn zum schleunigen Vollzuge und im nächsten Augenblicke durchschnitt mit gefühlloser Kälte der Geächtete dem sorglosen Schläfer die Kehle. — Lautlose Stille herrschte im Gemache und die Mörder hörten das Pochen ihrer Pulse. Mit frechen Händen raubten sie nun den Preis ihrer blutigen That; das Klingen der Thaler sollte die Gerichtsstimme ihres Gewissens betäuben. „Laß uns nun zu Bette gehen.“ brach der Müller das grauenvolle Schweigen; „mit Tages-Anbruch verscharren wir die blutigen Zeugen dieser Stunde in meinem Keller.“ Mit zitternder Hand schlug er Licht und verließ fröstelnd mit seinem Begleiter die Stube.

Fünftes Kapitel.

Verdacht und Unschuld.

Zehn Tage waren verflossen und noch kam weder Geld noch Brief von Lausanne zurück. Jeder Tag schwand unter neuen Sorgen dahin, doch hoffte Frau von Sternburg noch immer auf die Güte ihrer einstigen Freundin. Als aber auch diese neubewilligte Frist ihrem Ende sich näherte, da schwand auch bei ihr der Stern der Hoffnung und trübe blickte die Getäuschte vor sich hin. Ihr

Krankheitszustand verschlimmerte sich durch angestrengte Sorgen zusehends, und die meiste Zeit des Tages wie der Nacht schlummerte sie einen unruhigen Schlaf.

Es war Mittag. Adalbert saß mit Marien am Tische und aß schweigend mit dem tiefbekümmerten Mädchen das gewöhnliche Mittagmahl — Kartoffeln. „Liebe Schwester,“ brach Adalbert das Schweigen, „wie wird das enden? In vier Tagen sollen wir zahlen, und noch ist kein Brief von Lausanne zurück.“ Maria seufzte, einen sorgenvollen Blick auf die Kranke werfend, und schwieg; denn was hätte sie wohl antworten können? „Höre, Maria,“ nahm Adalbert das Wort, zutraulich der Schwester Hand ergreifend, „ich habe da einen Entschluß gefaßt. Du kannst allein die Mutter pflegen und unrecht deucht es mir, wenn ich länger in träger Ruhe bei euch weile. Wie wär's, wenn ich nach Lausanne ginge, dort bei der Oberstin mich melden ließe, ihr mit den grellsten Farben unser Elend schilderte? Vielleicht, Schwester, würde sie dann, von meiner Rede bewegt, doch helfen.“ „Das wäre Alles recht gut, mein lieber Bruder,“ entgegnete Maria; „aber bedenke doch den weiten Weg! In vier Tagen müßtest du wieder zurück sein und jetzt läutet man eben Mittag.“ „Ich habe junge Füße, auch graut mir nicht vor Gespenstern,“ rief, von seinem Vorhaben begeistert, Adalbert. „Ich gehe die ganze Nacht durch; du sagst der Mutter, wenn sie erwacht, daß ich über unsere Lage mit dir gesprochen und nun selbst den Entschluß gefaßt habe, um dem zu wehren, was ich nimmer ertragen könnte, nach Lausanne zu gehen. Sage, daß sie mir nicht zürnen soll, weil ich ohne Abschied von ihr ging; sage, daß ich ihr diese Scene ersparen wollte und bald, recht bald, will's Gott, mit Hilfe zurückkehren werde.“ Maria schwieg, einige Augen=

blicke sinnend, dann ergriff sie Adalberts Hand, küßte ihn und sprach tiefbewegt: „Geh' mit Gott, meine Segenswünsche und mein brünstiges Gebet geleiten dich."

Adalbert wickelte jetzt schnell, besorgt, daß die Mutter erwachen könnte und ihn dann von seinem Entschluße abhalten würde, ein Hemd in ein Sacktuch, steckte etwas Brod zu sich, griff nach Hut und Stock, küßte zum Abschied seine Schwester und wollte gehen. Da ermahnte ihn noch Maria: „Nimm dein Pistol mit, Adalbert," sprach sie besorgt; „die Nacht wird heute, glaub' ich, finster, und du weißt ja, daß seit einiger Zeit Raubgesindel die Gegend beunruhigt." „Du hast Recht, du gute Seele," dankte Adalbert: „bist du doch stets so besorgt um mich." Leise näherte er sich einem Wandschranke, nahm das Pistol heraus, schüttete neues Pulver auf die Zündpfanne, probirte das Schloß, und als er Alles in gutem Zustande fand, so steckte er das Terzerol zu sich. „Grüß' die Mutter herzlich," flüsterte er, seine Thränen zurückhaltend; aber Maria schluchzte an seiner Brust, denn so schwer war ihr's noch nie im Leben. So lange sie ihm nachsehen konnte, ließ sie ein weißes Tuch wehen; auch Adalbert blickte oft nach ihr zurück, bis er endlich am Saume des Waldes um die Straßenecke bog. Maria ging traurig in's Haus zurück, wehrte der schlafenden Mutter die Fliegen und setzte sich nachdenkend an der Kranken Bett.

Die Sonne sank bereits und Adalbert wanderte rüstig seinen Weg, die Straße entlang. Bei jeder zurückgelegten Meile jauchzte er auf, rascher vorwärts schreitend. Endlich mußte er doch erschöpft anhalten. „Hier will ich ruhen," sprach er zu sich selbst; „ist's doch ringsum so schön, so göttlich!" Er setzte sich nieder, zog ein Stück schwarzes Brod aus der Tasche und aß es mit

gutem Appetit. Die Sonne war hinunter und nur noch ein röthlichter Nebelstreif zeigte am dunkeln Himmel die Stelle, wo sie verschwunden war. Tiefes Schweigen lag über der ganzen Gegend ausgebreitet, das Dunkel der werdenden Nacht verdrängte immer merklicher die Helle des schwindenden Tages. Der bleiche Wandler zog auf am Himmelszelte und der Abendstern leuchtete freundlich durch das Dunkel. Die Grillen zirpten von Thälern und Bergen und das Hochwild suchte den labenden Bach. „O Gott!“ rief Adalbert, den das Schweigen der Gefilde und Alles, was er rings anschaute, mit Preis gegen den großen Weltbaumeister erfüllte, „wie schön, wie unerreichbar sind deine Werke!“ Anbetend faltete er die Hände, seine Worte an den richtend, der über den Sternen thront und gnädig niedersieht auf fromme Erdenkinder.

Der Nebel zog sich an den Höhen hin, es war nun völlig Nacht, aber Milliarden Sterne brannten am Firmamente und verwandelten das Dunkel in ungewisse Helle. Adalbert war eingeschlummert. Maikäfer schwirrten lustig um ihn her; als ihm aber einer kräftig in's Gesicht flog, erwachte er. „Ich danke dir, kleiner Freund, daß du mich wecktest,“ scherzte er, sich erhebend, und ging nun rasch wieder vorwärts. Immer dichter wurde jetzt das Nadelgehölze, und die hohen Tannen, die bis an die Straße reichten, warfen dunkle Schatten auf den Weg. Die Eulen riefen aus ihren Nestern und das Schallen des Wildes drang oft durch die Nacht. Adalbert wurde es immer beklommener um's Herz, er war so bewegt, so ängstlich, ohne sich erklären zu können, was ihn so stimme.

„Zu Hilfe! zu Hilfe! Barmherzigkeit! Jesus, Maria!“ So ließ sich jetzt ein Angstgeschrei vernehmen; darauf

folgte dumpfes Stöhnen und Alles war wieder still. Das Hilferufen war unfern Adalberts. So schnell er konnte, eilte er voran; jetzt stolperte er über Etwas, er hob es auf, es war ein Felleisen. Nun vernahm er Tritte; schnell wandte er sich nach der Gegend, und sieht deutlich, vom Mond beleuchtet, den rothen Müller in's Gebüsch entspringen. Jetzt regt sich's vor ihm, er schaut nieder: o Entsetzen! er sieht in das kalkweiße Gesicht eines Menschen, der zusammengefallen, wie gerädert am Boden dalag. Aus mehreren Brustwunden floß dickes Blut. Im Gefühle der Empörung beugte Adalbert sich zu dem ermordeten Manne nieder, wischte ihm Staub und Blut von seinen zitternden Lippen und hob ihm das ersterbende Augenlied. In kurzen Zügen athmete der blaße Mund des Erschlagenen; jetzt blieb der Odem aus, seine Adern an Stirn und Schläfen wurden blau — Adalbert hielt eine Leiche in den Armen.

Darauf hörte er Hufschläge hinter sich und einen Ueberfall befürchtend, zog er rasch sein Terzerol. Im nächsten Augenblicke bogen zwei Landreiter um die Waldecke und sprengten mit gezogenen Säbeln auf ihn zu. Adalbert, bei ihrem Anblicke beruhigt, wollte erzählen, wie er den jetzt todt am Boden Liegenden getroffen habe; wie sehr erstaunte er aber, als Einer der Reiter abstieg, der Andere auf ihn die Mündung der Pistole richtete und ihm unter rauhen Worten bedeutete, sich ohne Umstände schließen zu lassen! Unfähig zu sprechen stand der arme Adalbert, denn nun erst sah er, für was man ihn halte. „Barmherziger Gott! ihr irrt euch, Leute; ich habe keinen Theil an dieser blutigen That; der Mörder entsprang, als ich auf das Hilfegeschrei des jetzt Todten hieher eilte; dorthin entsprang der Bube!“ so sprach Adalbert; „setzt ihm nach und laßt einen Unschuldigen seine

Straße ziehen." Da lachten die Reiter und der zu Pferde versetzte ihm mit der flachen Klinge einen so wüthenden Hieb über den Rücken, daß Adalbert vor Schmerz laut aufschrie. Der Andere nahm ein kleines Kettchen aus der Tasche und schloß Adalbert, der jetzt in stumpfen Gleichmuth versunken, Alles mit sich geschehen ließ, die Hände so fest auf den Rücken, daß die Adern anschwollen und die Nägel mit Blut unterliefen. Er fühlte es nicht, es schmerzte ihn nicht, denn er war unfähig zu denken und zu empfinden. Dann wurden seine Taschen untersucht, das Terzerol ihm abgenommen; auch zog man dem Todten das Messer aus der Brust, das in einer klaffenden Wunde festsaß, und nun hießen die Reiter, die das Felleisen Adalbert auf den Rücken banden, ihn rasch vorwärts schreiten.

So rasch er konnte, eilte er voran, so daß die Reiter sich über seine Eile lustig machten. Er hörte nicht ihren Spott, er fühlte nicht ihre Hiebe, die unmenschlich ihn oft zum raschen Trab antrieben, sondern lief nur immer so stark er konnte. Drei Stunden setzte er sinnlos das Laufen so fort, bis er erschöpft unfern einem Dörfchen niederfiel. Mancher Hieb traf seine schweißtriefenden Glieder. Er aber lag regungslos, sein Leben schien entflohen. Als nun die Reiter sahen, daß er durch Schläge nicht fortzubringen sei, so blieb einer wachehaltend bei ihm zurück, der Andere ritt in's Dorf, von wo er bald mit mehreren Bauern und einem mit Pferden bespannten Wagen wiederkehrte. Wie ein geknebeltes Thier wurde der Unglückliche unter rohen Mißhandlungen auf den Wagen geworfen und nachdem die Reiter dem Schultheißen des Dorfes aufgetragen, einige Burschen zur Bewachung der Leiche in den Wald zurückzusenden, gings in vollem Trabe nach Luzern zurück.

Dort angelangt brachte man den Bewußtlosen, denn es war noch völlige Nacht, sogleich in's Gefängniß. Dort schloß man seine Hände auf und vertauschte das Kettchen mit gewichtigen Fuß- und Handschellen. Der Eisenmeister, der des Gefangenen Bewußtlosigkeit gewahrte, und mit Entsetzen in das ihm nicht fremde Antlitz schaute, wusch ihm, von Mitleid ergriffen, mit Essig die Schläfe und seine wunden Hände. Adalbert schlug die Augen auf, sah wie im Traume um sich, sank aber gleich darauf wieder, von Schlaf und Ermattung überwältigt, auf sein Strohlager zurück. „Laßt ihn nur!" lachten die Reiter, den Kerkermeister mit sich fortziehend; „er lebt und das ist genug. Morgen wird er schon zu sich kommen, wenn die Folter ihm die Glieder dehnt."

Die Thür fiel in's Schloß. Adalbert war allein, gefesselt, als Mörder in einen feuchten Kerker eingeschlossen. In der Stube des Kerkermeisters gingen die Humpen von Hand zu Hand, die Reiter tranken unter gefühllosen Scherzen auf guten Fanglohn. Seit geraumer Zeit verschwand auf räthselhafte Weise so mancher Reisende von der Heerstraße und zweihundert Thaler wurden von der Obrigkeit für die Ausspähung der Räuber ausgesetzt.

Sechstes Kapitel.

Unschuld in Fesseln und Gefängniß.

Die Sonne kam hinter den violetten Wellen des Horizonts herauf. Die Gegend stieg aus dem Schatten zum Lichte und neues Leben wurde in dem Städtchen mit dem jungen Tage wach. Die Morgennebel des Frühlings strichen über die Fluren. Aus dem Nebelflor winkten die schlanken Pappeln an der Heerstraße und die Morgenluft trug auf ihren Fittigen die Wohlgerüche von den felsigen Höhen zum Städtchen nieder. Die Lerchen stiegen von den Feldern auf und brachten ein Loblied dem Schöpfer. Der Tag war völlig erwacht.

Da regte sich auch der arme Adalbert auf seinem Strohlager. „Das war ein wüster Traum," sprach er erwachend; „Gottlob! er ist vorüber." Rasch sprang er auf, dehnte seine fröstelnden Glieder, trat einige Schritte halb noch träumend vorwärts; da riß ihn aber die gewichtige Kette wieder auf's Lager zurück. „Gerechter Gott!" rief er in höchster Angst, seine Ketten schüttelnd „so wär' es kein Traum? Entsetzenvolles Dunkel, das mich umgibt! was ist mit mir vorgegangen, daß ich, mit Ketten überladen wie ein Mörder hier an die feuchte Wand gefesselt bin?" Trostlos setzte er sich auf sein Strohlager nieder, ließ sein schweres Haupt in beide Hände sinken und weinte bitterlich. „O meine Mutter

meine arme Mutter!" jammerte er, „jetzt weiß ich Alles wieder; es ist kein Traum! entsetzenvolles Geschick! ich bin im Kerker." Nicht vermögend, wieder den Mund zum Schrei des Entsetzens zu öffnen, starrte er, während das Blut rascher die Pulse durchströmte, wie gelähmt vor sich hin; nur noch die innern Sinne waren wach, aber zu ohnmächtig, den erstarrten Organen zu gebieten. Endlich regte sich wieder das Leben in seiner Brust; Alles trat wieder nach und nach vor seine erhitzte Phantasie; kalter Schauer durchrieselte seine Glieder, als lebhaft nun das Bild des gräßlich Erschlagenen und die Scenen der verflossenen Nacht in seiner leidenden Seele wieder auftauchten. Er lehnte sich an die feuchte Wand, ließ sein Haupt in beide Hände sinken und weinte bitterlich.

„O meine Mutter! meine arme Mutter!" sprach er erbleichend, und seine Augen glühten in dunkelm Feuer auf, „nun weiß ich Alles wieder; ich bin ergriffen worden auf der Heerstraße bei der Leiche eines Ermordeten; man hält mich für den Thäter. Wie soll das enden?! Ich habe nichts gemein mit dem Elenden, der die That beging, und in seiner Raublust gegen die Natur selbst ankämpfte. Mit Ergebung trug ich stets meine Leiden; aber jetzt zeugt jeder Umstand so gegen mich, daß ich, der Verkannte, wohl kaum durch eigene Kraft mich werde retten können."

Als er ausgeweint, trat er an das nur etliche Schritte entfernte Fenster. Um in's Freie sehen zu können, mußte er sich vorbeugen; denn, daß er auch mit den Füßen vortrat, daran verhinderten ihn die Fesseln. Die Höhe, wo er sich befand, gewährte ihm die schönste Aussicht in die kräftige Schweizer-Natur, und der Nebel, der sich, von der Sonne durchschienen, bald senkte,

bald hob, bildete mancherlei seltsame Luftgestalten vor den Augen des Gefangenen. Er schaute in das Liebliche der erhabenen Schöpfung, die in die Ferne geheimnißvoll ihre Schrecken gedrückt hatte. Ueber den Berggeländen erhoben sich die nächsten Schneealpen, von deren eisigen Häuptern die Lawinen drohend in die Thäler niederblickten. Durchbebt von der schauerlichen Erhabenheit des Schauspiels der Natur, das hier seinen Augen sich bot, senkte er den trunkenen Blick zu des See's schlangenschattigen dunkeln Wolken nieder.

Aus seinem Fühlen woben sich Gedanken, aus seinen Gedanken Träume, und so schwärmte er sich philosophirend in eine Verklärung hinein, die ihn umstrahlte wie die Morgensonne die eisbedeckten Firnen des Gotthards. Die Landmädchen aus den benachbarten Dörfern trugen in reinlichen Geschirren die Milch zur Stadt. Der Anblick der heiteren Dirnen, ihre Gebete, die sie vor einem Kreuz, das am Wege stand, verrichteten, und ihr froher Gesang ließen den Unglücklichen fast seinen Jammer vergessen. Als aber in Gruppen sich die Städter vor dem Thore sammelten und nach seinem Gefängnisse heraufwiesen, so merkte Adalbert wohl, daß es allbekannt sein müsse, daß hier ein Verbrecher sitze. Ein mächtiger Sturm trübte da plötzlich den Spiegel, in den er wonnig eben geschaut hatte, und verwischte den zarten Farbenschmelz; in trübes Dunkel kleidete sich vor seinem thränenfeuchten Blicke die ganze Gegend, als wollte sie vergehen in unendlicher Schwermuth.

Tief erschüttert zog er sich von der Fensterbrüstung zurück und setzte sich gedankenvoll auf sein Strohlager. „Die Welt," sprach er tiefbewegt, „wird glauben, daß ich die schwarze That vollbracht; die Welt wird mich verwerfen, weil mich das Gesetz verdammt; meine Mut-

ter wird die Kunde tödten und Maria wird meinem Gedächtniß fluchen. O könnte ich diese Ketten sprengen!" rief er, mächtig seine Bande schüttelnd; „könnte ich hineilen zu meiner Mutter, zu Marien! könnte ich sagen: ich bin unschuldig! Sie würden mir glauben. So aber bin ich verwünscht wegen der blutigen That, selbst von ihr, die mich gebar. O Freiheit, höchstes Gut!" rief er nach kurzem Schweigen, „wie glücklich ist der Bevorzugte, der an deiner Brust athmen kann! Jetzt muß ich mich trösten, daß die Freihheit nicht für Jedermann sei und nur der Wille bleibt mir noch, mit meinen Nägeln, in trostloser Verzweiflung in die feuchten Mauern hier einzugraben: daß die Freiheit kein allgemeines Gut sei, und daß der Unglückliche, der nicht frei ist, sich trösten müsse, wie der Verkrüppelte, der von der Natur stiefmütterlich vernachlässigt worden. O über den steten Wechsel! Hier ist Nichts vollkommen, Nichts sicher, Nichts gewiß, als der Tod. Was hälfe es auch, wenn ich entspringen könnte?" sann er trostlos; „Welt und Kirche böten dem vermeinten Mörder keinen Schutz: ich bin vogelfrei und Jeder dürfte mich straflos niederschießen, wie das flüchtige Wild in den Gebirgen." Thränen entstürzten seinen Wimpern, und in verzweifelnder Angst rang er vergebens nach Fassung. Jetzt vernahm er Orgeltöne aus der nahen Kirche, wo des Festtages wegen ein Hochamt abgehalten wurde. „Für mich gibt's keinen Festtag mehr," sprach er dumpf vor sich hin, „und keine geweihte Kerze wird meiner Leiche gebrannt. Der Henker wird mir das Haupt vom Rumpfe trennen und ungeweihte Erde wird meine Gebeine decken." Er schauderte bei diesem Gedanken, denn in diesem Augenblicke regte sich wieder mächtig die Lust zum Leben in seiner Brust. Wieder tönte die Orgel: sie verstummte und die

Glocken gaben das Zeichen zur Wandlung. Süße himmlische Schauer durchbebten ihn; Todesgrauen verwandelte sich in Entzücken und sein Geist schwang sich auf in höheres Fühlen, das nichts gemein hat mit dem irdischen Gewühl im Staube. Adalbert warf sich auf die Kniee, nieder, bezeichnete sich mit dem Kreuzeszeichen und flehte brünstig zu ihm, der seine Unschuld kannte. Gefaßter erhob er sich. „Man kann mir nur mein Leben nehmen," sprach er mit zum Himmel erhobenen Blicken; „den Tod leide ich schuldlos. Wäre die kranke Mutter und die arme Maria nicht, so würde ich gerne sterben; denn seit ich reifer denke, lernte ich nur drückenden Mangel und die Härte der Menschen kennen. Aber meine Mutter jammert mich; was soll aus ihr, was aus Marien werden?"

Wieder tönte die Orgel und gleich darauf verkündeten die Glocken das Ende des heiligen Opfers. „Gott! wie Du willst," rief er, durchdrungen von heiligen Gefühlen und trat wieder an's Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Eine Spinne hatte an den Eisengittern seines Fensters ihre Netze aufgehangen und ließ sich heimisch an den Fäden auf und nieder. Mit Aufmerksamkeit betrachtete er die fleißige Spinnerin, und schaute lange mit Vergnügen in das immer mehr sich ausdehnende Netz. Da vernahm er Tritte, die seiner Thüre sich näherten; ein Schlüssel wurde angesteckt, zweimal drehte er sich knarrend im Schloß, und nachdem noch ein gewichtiger Riegel zurückgeschoben wurde, trat der Kerkermeister mit finsterer Miene ein, besichtigte genau Adalberts Fesseln, setzte einen Krug Wasser und etwas Brod vor den Gefangenen hin und wollte sich schweigend wieder entfernen. „Lieber Mann," sprach Adalbert, als der Eisenmeister

sich schon der Thüre näherte, „wollt Ihr mir nicht einen Gefallen erweisen?

„Welchen?“ sprach trocken der Gefragte.

„Herzlich würde ich Euch danken,“ bat Adalbert, „wenn Ihr mir einen Brief an meine Mutter bestellen wolltet. Vorerst müßtet Ihr aber natürlich Tinte, Feder und Papier bringen.“

„Ich darf nichts bestellen,“ entgegnete der Gefangenwärter; „hättet ihr die schwarze That nicht begangen, so wäret Ihr wohl selbst bei den Euren.“

„Euer Auge blickt ehrlich,“ sprach Adalbert, den Bärtigen näher betrachtend. „Könnt Ihr denken, daß ich den Mord beging? Ihr kennt ja mich und meine Mutter; denn, wenn ich mich nicht trüge, so seid Ihr Werner, der ehemalige Diener meines verstorbenen Vaters. Er erzählte mir oft von Euch, und je genauer ich Euch jetzt betrachte, desto rascher kehren Eure Gesichtszüge in mein Gedächtniß wieder.“

„Ja, lieber Herr Adalbert, ich bin Werner, und in der Seele schmerzte es mich, als ich Euch gestern gefesselt und von den Landreitern geleitet hier ankommen sah. Was, junger Herr, konnte Euch bewegen, diese rasch-blutige That zu begehen?“

„Meine Mutter liegt todtkrank darnieder —“

„Mein Himmel! ich verstehe —“ fiel ihm Werner in die Rede; „Sie sind weit heruntergekommen; Ihre einst glänzenden Vermögensumstände sind zerrüttet, nirgends half man, und — ’s ist entsetzlich! so wurdet Ihr für die Mutter zum Straßenräuber, zum Mörder.“ Werner fuhr mit der gebräunten Hand über sein bärtiges Gesicht und wischte sich eine Thräne aus den dunkeln Augen.

„Nicht also,“ erklärte Adalbert; „ich bin kein Mör-

der, so wahr mir Gott helfe und er meine Mutter gesunden lassen wolle. Hört denn: ich ging die Straße gen Lausanne, um bei einer Freundin meiner Mutter Hilfe zu erflehen, da die Frist immer näher heranrückte, wo wir dem rothen Müller sein Guthaben zurückbezahlen sollten. Der Weg dahin, wie Ihr selbst wißt, ist weit, die Frist, in welcher ich zurück sein sollte, war gemessen, ich hatte Eile und wollte daher auch die Nacht benützen. Da hört' ich, als ich so in der Dämmerung dahin schlenderte, unfern von mir ein Angstgeschrei. Ich eilte hinzu; — ein Mann, den ich kenne, Werner, entsprang; ein Ermordeter und ein abgeschnalltes Felleisen lag am Wege. Ich beugte mich zu dem Unglücklichen nieder, faßte den Sterbenden in meine Arme und wie ich ihm das Blut aus dem Gesichte wischte, griffen mich die Reiter bei der Leiche, denn er war verschieden."

Werner hatte ihn schweigend angehört; er schien die Wahrheit seiner Worte zu fühlen und im tiefen Nachdenken mit sich selbst zu kämpfen. Mit tiefer Rührung erfüllte ihn Adalberts ganzes Wesen, das die ruhigste Hingebung des reinsten Geistes und Gewissens athmete. Dies edle Antlitz, die Züge blühender Jugend, durch stillen Gram etwas verwischt, der unbefangene Blick, dies Alles konnte nicht trügen.

Tief bewegt trat er zu dem Unglücklichen, strich Adalbert die schwarzen Locken von der hohen Stirne und rief freudig; „Nein, Ihr seid kein Mörder! Wenn dieses Gesicht trügt, so verwünsch' ich die ganze Menschheit. Fürchtet nicht die Schauer der tiefen Einsamkeit, beruhigt Euch; denn den Schuldlosen, hat er ein fromm' Gemüth, schützen höhere Mächte. Haltet nur fest am Glauben und Eure Unschuld kommt gewiß an's Licht. Unterdessen Gott befohlen! Ich hole jetzt etwas Stärkendes für Euch.

In einer halben Stunde kehre ich wieder und bringe Feder, Tinte und Papier, wie Ihr verlangtet. Verletze ich auch zum Erstenmale heute meine Pflicht, ich kann nicht anders, und Gott wird mir die Sünde wohl vergeben. Schreibt aber nur schonend," bat er herzlich; „denn der jähe Schrecken könnte der kranken Mutter den Tod bringen."

Freudig, mit der Dankesthräne im Auge, drückte Adalbert dem wackern Manne die dargebotene Rechte, und dankte Gott, daß ein Mensch ihn für unschuldig halte.

„Wird man mir glauben," sprach Adalbert, als Werner sich entfernt hatte, „wenn ich den Müller nenne? Wie Gott will," tröstete er sich selbst und setzte sich völlig gefaßt auf's Lager.

Noch war keine halbe Stunde verflossen, so kam Werner wieder mit einer Flasche Wein, etwas kalter Küche und setzte dies, wie das verlangte Schreibmaterial, auf Adalberts Tisch mit dem Bedeuten, sich schnell zu laben, weil heute eine Gerichtsperson ihm noch einen Besuch abstatten würde. Adalbert verzehrte nach kurzem Danke das Dargebotene; denn trotz des Schmerzes forderte die Natur doch ihre Rechte. Als er gegessen hatte, schrieb er schnell unter Thränen einen Brief an Maria, in welchem er bat, nur schonend das Vorgefallene der kranken Mutter zu hinterbringen. Werner bot sich selbst an, den Brief zu bestellen, indem er versprach, morgen Adalbert eine Nachricht von zu Haus zu bringen.

Ein Druck der Hand, ein Blick des Dankes war Alles, was der Gefangene dem braven Manne geben konnte. Nochmal ermahnte ihn Werner zur Ausdauer und nach einer herzlichen Umarmung schied er von seinem jungen unglücklichen Freunde.

Adalbert war nun allein. Gestärkt durch frommen Glauben und mit dem Bewußtsein eines freien Gewissens schlummerte er bald einen erquickenden Schlaf.

Nach einigen Stunden weckte ihn eine rauhe Stimme; es war der Eisenknecht, der in Abwesenheit Werners zur Aufsicht des Gefangenen bestimmt war,

„Morgen werdet ihr verhört," sprach er theilnahmslos, besichtigte genau Adalberts Fesseln und nachdem er geschaut, ob noch einiges Wasser sich im irdenen Kruge befinde, entfernte er sich wieder schweigend, wie er gekommen.

Mit Ruhe vernahm dies Adalbert und trat folgenden Tages, auf Gott und seine Unschuld gestützt, festen Schrittes, ohne Furcht, in den Kreis der finstern Richter.

Siebentes Kapitel.

Die unerwartete Hilfe.

Es war schon spät Abends. Des Tages scheidendes Licht verhüllte sich allmählig in trübe Schatten, und der wandelnde Mond goß seinen bleichen Schein zuweilen aus zerrissenen Wolken, die, vom heulenden Sturm gepeitscht, rasch an ihm vorüberzogen, zur Erde nieder. Des Thurmes mißtönende Glocke verkündete eben Neun.

Die Gassen des Dorfes waren leer; nur ein Nachtwächter, der dem Wetter zu trotzen schien, ließ sich mit seinem Horn vernehmen und schrie die Stunde aus, die eben die Glocke verkündet hatte. Aus manch' einsam stehenden Häuschen schimmerte noch ein mattes Licht: aber auch diese Lämpchen erloschen allmählig. Tiefes Schweigen, nur vom dumpfen Getöse des Sees unterbrochen, lag über die ganze Gegend ausgebreitet, und die Rabenfittige der Gewitternacht bedeckten die Wünsche, den Kummer und die Sünden der entschlafenen Welt.

Im untern Viertel des Dörfchens stand ein unansehnliches Wirthshaus, das graue Häuschen genannt, aus welchem, so wenig einladend es auch aussah, fast immer reges Leben oft bis tief in die Nacht sich vernehmen ließ. Munterer Gesang, verworrenes Geschrei, Verwünschungen und schmerzliche Klagen wechselten hier; auch wurden nicht selten Leute zum Aergerniß der friedliebenden Nachbarn herausgetragen, welche offenbar im Handgemenge tiefe Wunden davongetragen hatten.

Auch jetzt erscholl, das Schweigen brechend, tobender Lärm aus dem grauen Häuschen. Seit mehreren Stunden klapperten die Würfel und rauschten die Karten in der niedern, mit dichtem Tabacksqualm angefüllten Zechstube. Hier sprach man nicht von Ackerbau, nicht von Gewerbswesen, nicht von Religion, man spielte — und betrog. Jetzt klangen gemischte Stimmen durcheinander, Fluchen und Schelten mengte sich drein und das Klirren einiger zerbrochener Gläser, wie das Gepolter umgeworfener Stühle zeugte deutlich von der drinnen entstandenen Schlägerei.

Ein Mann in einem langen grauen Rocke eilte flüchtigen Schrittes durch die finstere Dorfgasse; doch, den

wilden Lärm vernehmend, blieb er unfern dem grauen Hause stehen.

„Dabei muß wieder der rothe Müller sein," sprach kopfschüttelnd der im grauen Rocke; „denn selten gibt's im Dorfe eine Schlägerei, wo Der nicht kräftig mitwirkt."

„Da habt Ihr Recht," antwortete ein Bursche hinter ihm, den er vorhin in der Dunkelheit nicht gewahrte. „Lange schon," erzählte der Bursche, „höre ich den Lärm; wenn nur der grobe Mensch einmal tüchtig geklopft würde; ich gönnte es ihm aus voller Seele."

Jetzt fiel Schlag auf Schlag, der Lärm wurde immer tobender; darauf wälzte sich der in einander verschlungene Knäuel der Raufer in die Hausflur. Der rothe Müller hieb, mit einem abgesprengten Stuhlfuß bewaffnet, in fühlloser Kälte um sich; seine drei Gegner bluteten schon aus mancher tiefgeschlagenen Wunde; auch ihm rieselte das Blut über die zornglühende Wange hernieder. Nun bekam er Luft, stieß den Nächsten vor die Brust, einen Andern faßte er mit der Linken beim Haare, während er sich immer mit der rechten Hand vertheidigte und seine Gegner bis an die hohen Treppen der Hausflur vordrängte. Nach kurzem Kampfe stund er, sich brüstend, in der Thür, und die Andern lagen vor dem Hause.

„Wir treffen uns schon wieder," rief einer der Verwundeten, sich mühsam vom Boden erhebend; „Ihr seid ein Kartenverdreher, ein falscher Würfler, ein ehrloser Schurke!"

Nach langem Hin- und Herschelten kehrte ihnen lachend der Müller den Rücken, klopfte mit triumphirender Miene an seine gefüllte Geldtasche, und ging mit dem Wirth und Einigen seines Gelichters wieder zurück in die Zechstube, wo gleich darauf, als ob Nichts vorgefallen wäre, wieder lustig die Würfel klapperten.

„Ich kann nicht verstehen, wo der Müller das Geld herbringt," sagte der Mann im grauen Rocke; „seine Mühlräder stocken fast immer, und doch macht er Geldgeschäfte, zecht bis spät in die Nacht, kurz, schlägt im Geld um, daß man sich erstaunen muß."

„Ja, Herr," entgegnete der Bursche, das ist uns Allen längst ein Räthsel, aber Niemand getraut sich darüber auszusprechen; denn Jeder im Dorfe fürchtet des rothen Müllers Tücke."

Nachdem sie noch einige Zeitlang über den Müller gesprochen hatten, fragte endlich der Mann im grauen Rocke abbrechend den Burschen, ob er nicht wisse, wo die Frau von Sternburg wohne.

„O ja, recht gut," entgegnete der Gefragte; „beugt nur dort um die Ecke; jenes kleine äußerste Häuschen bewohnt die arme Frau. Sie jammert mich, denn sie schuldet dem rothen Müller hundert Thaler, wie ich vernahm, weßhalb er sie auch vor ungefähr zehn Tagen auspfänden wollte. Aber ihr Sohn, ein wackerer Junge, der litt es nicht und schalt den Müller, weil er seine Schwester ehevor auf dem Gottesacker schlug; auch drohte er, ihn bei dem Gerichte zu belangen, wenn er nicht noch vierzehn Tage warten würde. Der Müller stand ganz verdutzt und willigte endlich ein, denn wir sahens durch's Fenster. Die vierzehn Tage aber müssen auch bald vorüber sein; mir thut's herzlich leid um die guten Leute. Wo sollen diese hundert Thaler aufbringen? Hätt' ich's," sprach er mit theilnehmender Wärme, „Ihr dürft mir glauben, willig gäb' ich's hin."

„Du bist ein braver Bursche," sprach der im grauen Rocke, drückte dem guten Jungen herzlich die Hand und ging den beschriebenen Weg weiter.

Wie er um die Ecke bog, schimmerte ihm aus dem bezeichneten Häuschen durch den zerbrochenen Fensterladen des Erdgeschoßes ein mattes Licht entgegen. Dort wachte noch Maria und ließ fleißig ihre Spitzenklöppel durch die zarten Finger gleiten. Die Mutter schlummerte schon, nur die brave Tochter arbeitete noch in der öden Einsamkeit. Der spottende Sturmwind lachte von Außen ihrer Einsamkeit, vor dessen Andrang die ärmlichen Fenstervorhänge hin und her schwankten und der Wipfel der stolzen Tanne, die das Häuschen beschattete, ächzend sich bog; das Licht flackerte hin und her und zeigte von Zeit zu Zeit in dem großen Wandspiegel, der ihnen aus besseren Zeiten noch geblieben, das blasse Gesicht der fleißigen Jungfrau. Ermüdet legte sie jetzt ihre Arbeit bei Seite, faltete die kleinen Hände und flehte zum Himmel, daß Adalbert das Herz der Landoberstin bewegen und bald mit Hilfe zurückkehren möchte.

Der Mann im grauen Rocke trat nun an den Fensterladen des kleinen Häuschens; als er aber das halblaute Gebet Mariens hörte, und durch den zerbrochenen Fensterladen die betende Maria mit dem thränenvollen Auge gewahrte, so ergriff's ihn mächtig; er wandte sich um, ungewiß, was er beginnen sollte."

„Es thut mir leid," flüsterte er vor sich hin, „die Kunde den Hartbedrängten hinterbringen zu müssen." Lange stand er zögernd; endlich sprach er gefaßt: „Es muß doch sein," und klopfte leise an den morschen Laden.

Maria öffnete geräuschlos, damit sie die schlummernde Mutter nicht wecke, den Laden zur Hälfte und fragte, was man begehre.

„Ich habe einen Brief von Adalbert zu überbringen, und hätten mich nicht dringende Geschäfte abgehalten, so

wär' er längst schon in Ihren Händen; auch spart man sich immer das Unangenehmste zu Letzt."

Bei diesen Worten gab er der zitternden Maria, welche die letzten Worte des Fremden ängstlich ergriffen hatten, Adalberts Brief.

„Heiliger Himmel!" rief sie, sich vergessend, nachdem sie den Brief nur flüchtig überflogen hatte, „mein Bruder im Gefängniß!" und sank vom Schrecken wie gelähmt auf einen Stuhl zurück.

„Was gibt's?" fragte, aus ihrem Leidensschlaf aufgeweckt, die kranke Mutter.

Maria wollte sich sammeln, aber es gelang ihr nicht; denn der Schmerz verwirrte sie so sehr, daß sie unfähig war, weiter zu sprechen, und in ihrer Seelenangst laut weinend auf das Bett der Mutter niedersank.

„Jesus Maria! was hast du, mein Kind? sprich, tödte mich nicht mit deinem Schweigen!"

„Ach, unser Adalbert ist im Gefängniß; soeben erhielt ich diesen Brief," stammelte völlig verwirrt das auf den Tod geängstigte Mädchen.

„Oeffnen Sie, liebes Fräulein!" rief durch das Fenster jetzt der Mann im grauen Rocke; „ich muß nun, so schwer es mir auch ankommt, der Frau Mutter schon selbst Alles erzählen."

Maria öffnete, der Mann im grauen Rocke trat ein, doch kaum schaute die kranke Frau ihm in's Gesicht, als sie überrascht ausrief: „Seid Ihr's nicht, Werner?"

„Ja, gnädige Frau," entgegnete der Gefragte; „ich bin Werner und focht einst an Ihres seligen Gatten Seite."

„Wo seid Ihr jetzt?“ fragte Frau von Sternburg, welche in ihrer Schwäche auf Augenblicke das Vorgefallene vergaß.

„Ich bin Eisenmeister in Luzern.“

„Eisenmeister?“ fragte bebend die Kranke. „Sprachst du nicht vorhin, Maria, von Adalbert, daß er im Gefängniß sei? Sprecht, Werner, was ist vorgefallen? was führt Euch hieher?“

„Eine unangenehme Pflicht, gnädige Frau“ entgegnete Werner; „Ihr Sohn läßt Sie durch mich herzlich grüßen —“

„Wo ist Adalbert? fragte, auf's Höchste gespannt, jetzt die Mutter.

„Ihr Herr Sohn wurde wegen eines Verdachtes, der auf ihm ruht, eingesetzt; aber bald ist er wieder bei Ihnen, gnädige Frau; denn er ist unschuldig, so wahr ich lebe.“

„Du armer Sohn!“ klagte die Mutter; „du schmachtest im Gefängniß und wir können dir nicht helfen. Welcher Verdacht lastet auf ihm? Warum wurde er festgenommen? Mir sagt's Euer Blick, Werner, es steht nicht so, wie Ihr mich zu überreden denkt. Erklärt Euch.“

„Auf der Straße nach Lausanne wurde in derselben Nacht, als ihr Sohn dahin abging, ein Reisender erschlagen. Ihr Sohn eilte auf das Geschrei herbei, sah den Thäter entspringen, er glaubte in ihm den rothen Müller erkannt zu haben, und als er mitleidig sich zu dem Blutenden niederbeugte, nahmen ihn zwei Landreiter fest, denn sie glaubten —“ hier schwieg Werner, denn er merkte, daß er schon zu viel gesprochen habe.

„Daß er der Mörder sei,“ rief durchschaudert von Schreckensahnungen die Mutter, und sank in tiefe Ohnmacht und sinnbetäubt auf ihr Lager zurück.

„Ei du mein Heiland! da hab' ich was Schönes angerichtet,“ rief immer verwirrter werdend der erschrockene Werner. „Eilen Sie doch schnell zum Bader, bestes Fräulein, sonst stirbt uns die schwache Frau unter den Händen weg.“

Maria warf schnell das Halstuch um und eilte zur Thüre. Traurig blieb die Arme stehen, mit einer Thräne im Auge sagte sie zu Werner: „Geht Ihr, denn wenn ich den Bader bitte, so kommt er nicht, weil er wohl weiß, daß wir ihn nicht bezahlen können.“

„Da soll den Elenden ja gleich das Wetter —“ brummte entrüstet Werner. „Bleibt nur hier; ich will dem Schurken schon Füße machen.“

Als Werner den Arm wegzog, mit welchem er die Kranke gestützt hatte, schlug Jene, sich erholend, die müden Augen auf und sprach mit leiser Stimme: „Bleibt, Werner; es ist schon wieder besser, der plötzliche Schrecken nur warf mich nieder. Sagt meinem Sohne: wenn er unschuldig ist — was ich zu Gott auch hoffe — so soll er mit Geduld und Ergebung die Leiden tragen, welche die Vorsehung über ihn verhängt; dies sei der Mutter Wunsch und Wille. Grüßt mir ihn herzlich und sagt: daß ich und Maria stündlich für ihn beten, sonst können wir leider für den Armen nichts thun. Euch, lieber Werner, bitte ich, behandelt ihn als den Sohn Eures ehemaligen Herrn, der Euch, nicht ohne Gefahr seines eigenen Lebens, Euer Leben rettete. Nie, Werner, hätte ich Euch daran erinnert; aber jetzt schmachtet mein Sohn im Gefängniß und ich verlange nur als Gegendienst eine menschliche Behandlung, damit der Arme nicht doppelt

fühle, daß er des höchsten Guts, der Freiheit nun entbehre. Versprecht mir dies —" Hier streckte sie ihre welke Hand Wernern hin, der sie zum wiederholten Male küßte und feierlich versprach, daß Adalbert außer den Seinen und der Freiheit nichts entbehren solle."

„So, jetzt geht mit Gott," sprach die besorgte Mutter; „pflegt meinen armen Sohn und seid sein Tröster in der Einsamkeit des Kerkers."

Werner ging. Maria nahm die Lampe von dem Tische und geleitete ihn vor die Thüre ihres Häuschens, indem sie ihm wiederholt viele Grüße an Adalbert auftrug und nochmals dringend bat, ihrem Bruder seine traurige Lage, so viel in seiner Kraft stehe, zu erleichtern.

Werner versprach's, und als Maria dem braven Manne zum Abschiede die Hand reichte, sah er tief bewegt der Jungfrau in's feuchte Auge.

„Liebes Fräulein verzeiht," sprach er verlegen, „wenn ich nicht gewählte Worte hervorzubringen vermag; aber denkt, daß das, was ich Euch sage, aus einer ehrlichen Seele kommt. Wie ich vernahm, redete er herzlich, so schulden Sie dem rothen Müller hundert Thaler; die Frist ist morgen abgelaufen und da jetzt Adalbert auch nicht zugegen ist, so würde der rohe Mensch gewiß Euch Euer Letztes nehmen. Empfangen Sie daher einen kleinen Beweis meiner Hochachtung."

Bei diesen Worten griff er in die Tasche und drückte der erstaunten Maria eine gewichtige Geldrolle in die zitternden Hände. „Ihr Herr Vater rettete mir mit Nichtachtung seiner selbst das Leben. Ich lag am Arm verwundet unter meinem erschossenen Pferde; ein Schwede bemerkte, daß ich noch athme, und wollte mir eben mit seinem Korbschwert den Schädel spalten. Ich

schloß die Augen, um den Todesstreich nicht zu sehen, und dachte nie wieder hienieden zu erwachen. Da knallte es, und, von Ihres Herrn Vaters Kugel getroffen, sank entseelt der Schwede neben meinem todten Rosse nieder. Ich schlug die Augen auf, Ihr Vater stieg ab; nicht achtend der schwedischen Kugeln, die hier sich eine Gasse gebahnt hatten, eilte er zu mir her, zog mich unter meinem todten Pferde hervor und hob mich hinter sich auf sein edles Streitroß. So entging ich dem gewissen Tode.

„Dies erzählte ich Ihnen nur, mein Fräulein, damit Sie mir nicht danken sollen; denn ich konnte Ihrem Herrn Vater diesen Dienst nie vergelten und trage jetzt nur einen kleinen Theil meiner Schuld an seinen jetzt bedrängten Hinterbliebenen ab. Ich wurde in's Spital gebracht, und als ich genesen wieder mein Pferd tummelte, da war Ihr Herr Vater schon schlafen gegangen." Bei diesen Worten wischte er sich eine Thräne aus den Augen und mit Mühe nur kämpfte er den Schmerz in seiner Brust nieder, der bei der Erinnerung an seinen Lebensretter auftauchte. Nach kurzem Schweigen drückte er nochmals herzlich Marien die Hand und sagte: Von dem, was darüber ist, pflegen Sie Ihre Mutter; ich will für Ihren Bruder sorgen."

Bei diesen Worten entfernte er sich eilig und Maria konnte den jetzt schnell um die Ecke Beugenden nicht mehr zurückrufen.

„Mutter! Mutter!" rief Maria, „Gott hat geholfen!" und legte unter hervorstürzenden Freudenthränen die Geldrolle auf der Kranken Bett.

„Ach du mein Gott! rief freudenzitternd die Mutter und richtete sich im Bette auf, „wie bist du, mein

Kind, zu dem vielen Geld gekommen? Wer war der wohlthätige Engel in Menschengestalt?"

„Werner gab mir's, antwortete das fromme Kind der Wittwe; „ich soll davon den rothen Müller zahlen, von dem Uebrigen Euch pflegen; für Adalbert würde er schon sorgen. Ohne einen Dank abzuwarten, eilte er so sprechend davon und entschwand bald, um die Straßenecke beugend, meinen Blicken."

„Der brave Mensch," sprach tiefbewegt die kranke Frau; „ja, er wird gewiß für Adalbert sorgen, und will's Gott, so ist auch der jetzt Gefangene bald wieder bei uns. Komm', laß uns vor dem Schlafengehen noch für deinen Bruder und unsern Wohlthäter beten."

Beide falteten nun in brünstigem Gebete die Hände und dankten dem väterlich guten, allgewaltigen Lenker der Welt für die schnelle und unerwartete Hilfe im Drange der höchsten Noth.

Achtes Kapitel.

Der Verurtheilte.

Im schwarzbehangenen Zimmer saßen die ernsten Richter, meist bleiche Gesichter, an unförmlichen Pulten. Nur das Geräusch des Blätterns in großen Büchern und einzelne unverständlich flüsternde Laute unterbrachen die Stille, in die Alle versunken schienen.

Adalbert konnte eine gewisse Beklommenheit in Gegenwart der finstern Gesichter nicht überwinden und hörbar klopfte sein Herz an die Rippen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, als mühten sie sich, in seiner Seele geheimste Tiefen einzudringen. Auf dem Tische standen ein Crucifix und zwei brennende Wachslichter.

Ein grämlicher Schreiber ergriff bei seinem Eintreten mit wichtiger Miene eine Feder und begann mit einem kecken kalligraphischen Schnörkel die Formeln des Protokolls niederzuschreiben.

Umständlich mußte Adalbert Alles angeben; aber aus dem Achselzucken der Inquisitoren konnte er eben nichts Tröstendes für sich ersehen. Mit ungekünstelter Offenheit hatte er den athemlos lauschenden Richtern Alles gestanden; warum er nämlich die Reise unternommen, und wie man ihn bei dem Ermordeten getroffen habe.

Nach vielen widerlegenden Gründen, in zierlichen Wörtern und gedrechselten Redensarten gegeben, fragte der untersuchende Richter mit einem zweifelvollen Lächeln: „Könntet Ihr die Wahrheit beschwören? Ihr hattet ja doch ein Terzerol gezogen, als die Landreiter Euch ergriffen; was wolltet Ihr mit dem?"

„Ich hörte hinter mir Lärmen, stand an der Leiche eines von frecher Räuberband Erschlagenen, war also, was Sie natürlich finden werden, auf einen Ueberfall gefaßt und zog, an meine Vertheidigung denkend, das Pistol. Wer hätte an meiner Stelle nicht so gethan? Als die Reiter näher kamen und ich ihre Uniform erkannte, war ich beruhigt und wollte ihnen Alles bedeuten, was ich sah. Jene aber, anstatt dem wahren Mörder nachzusetzen, verhafteten mich, ungehört, unter solch unmenschlicher Behandlung, daß, wenn ich wirklich den

Mord begangen, dennoch solche Handlungsweise nicht gebührlich gewesen wäre."

„Zu welchem Zwecke trugt Ihr ein geladenes Terzerol in der Tasche?"

— „Ich mußte die Nacht benützen, und da mehrere allbekannte Räubereien in dieser Gegend seit geraumer Zeit verübt worden, so steckte ich die Waffe zu meiner Sicherheit zu mir,"

„Da Ihr — wie Ihr vorgebt — auf das Geschrei herbeieiltet, so sagt, wie weit der eben entspringende Mörder von Euch entfernt war?"

Diese Frage begleitete der Richter mit einem lauernden Blicke, der gewiß den Schuldigen verwirrt haben würde.

— „Ungefähr zwanzig Schritte," entgegnete ruhig Adalbert.

„Gut. Da Ihr aber zu Eurer Vertheidigung — wie Ihr eben angabt — eine Waffe bei Euch trugt, so werdet Ihr wohl, als Ihr den Hilferuf vernahmt, mit gezogenem Terzerol dem Orte zugeeilt sein, wo Ihr dann den Mörder und den am Wege liegenden Verwundeten erblicktet. Der Mörder war, Eurer eigenen Angabe zufolge, nur zwanzig Schritte von Euch entfernt; wie kam's, daß Ihr als guter Schütze nicht auf den Straßenräuber Euer Terzerol abdrücktet?"

Diese letzten Worte begleitete der Richter mit einem stechenden Blicke, vor welchem Adalbert beleidigend erröthete. Die versammelten schwarz gekleideten Herren zuckten die Achseln und ein düsteres Gemurmel lief durch den Saal.

Adalbert stand da, von hoffnungslosem Schmerze recht gewaltig ergriffen; denn er sah nur zu deutlich, daß er bei den gegen ihn zeugenden Gründen allgemein

für den Mörder gehalten werde. Mit männlicher Fassung kämpfte er den tobenden Schmerz in seiner Brust zurück und trat mit ernster Stimme in den Kreis der Richter.

„Meine Herren," sprach er mit lauter Stimme und ruhigen Blicken, „der schwarze Verdacht hat mich mit seinen Netzen umsponnen, und zwar so dicht, daß meine Kraft an seiner finstern Macht scheitert. Wenn der Allgütige hier nicht hilft, so werde ich zwar schuldlos, aber dennoch gerichtet; allzudeutlich lese ich aus Ihren Blicken mein Todesurtheil. Sie fragten," wandte er sich an den Oberrichter, „warum ich auf den Mörder nicht schoß? Warum ich dies unterließ, kann ich mir selbst nicht erklären, und unbegreiflich erschien ich mir selbst in diesem Augenblicke. Aber beim Bild des Erlösers kann ich schwören, daß ich keinen Theil habe an der verfluchten That. Ich sah den Mörder entspringen, und glaubte in ihm den rothen Müller zu erkennen.

„Können Sie schwören, daß er der Mörder war?"

— „Ich glaub' es überzeugt zu sein; aber da man oft Etwas gewiß glaubt und dennoch Irrung möglich ist, so schwöre ich nicht in einer Sache, worin es sich um's Leben handelt."

Die Richter steckten die Köpfe zusammen, zuckten wieder die Achseln, und aus den mißbilligenden Blicken las er deutlich sein Urtheil. Das Verhör war beendet und in dumpfer ahnungsvoller Stille entschwand ihm der Rest des Tages.

Den folgenden Morgen kam Werner zu ihm; aber aus seiner Aengstlichkeit und seinen finstern Bicken las Adalbert eine böse Zeitung.

„Sprecht," redete Adalbert Werner an, „was ist geschehen? wie steht's um mich? Eure Miene verkündet

Unglück; aber redet, was es immer sei; ich bin auf's Aeußerste gefaßt."

Werner schwieg.

„Werner, bin ich verurtheilt? Ich bin ein Mann; zaudert nicht, ich will Alles wissen."

„Ihr seid verurtheilt."

„Entsetzlich!" rief Adalbert, den die Gewißheit Dessen, was er ahnte, niederzuschmettern drohte.

— „Der Müller log sich durch und überdies bezeugten ihm einige Bauern und der Wirth vom grauen Wirthshause, daß er um dieselbe Zeit mit ihnen spielte. Alle Beweise sprechen gegen Euch und —"

„Ich werde enthauptet: nicht also?" fiel Adalbert Werner in die Rede.

Werner unterdrückte seinen Schmerz und schwieg.

„O Himmel! wie fest hält mich der böse Geist des Verdachtes jetzt umklammert!" rief Adalbert, die ernste Stille brechend. „Ich bin verurtheilt! Erfaßt mich doch eisig dieser Gedanke: ich glaube, daß ich zittere; aber, Werner, nicht schäme ich mich dieser Schwäche, denn ich zittere nicht allein für mich; dies bange Pochen, es gilt ja auch den Meinen. Bald wird das quellende Herzblut, das rasch jetzt meine Adern durchströmt, verdampfen auf des Blutgerüstes entehrenden Brettern."

Adalbert schwieg und Werner wagte es nicht, den unglücklichen Jüngling in seinen Todesgedanken zu stören.

„Lieber Werner," sprach dann Adalbert, des Alten Hand ergreifend, indem er mit ihm an's offene Fenster trat, „blicket hinaus in die junge Frühlings-Natur. Alles keimet und lebt neu auf. Von den Bergen rauschet, rinnt und flüstert es beständig und in kräftigem Wirken arbeitet die heilige Natur. Der Vogel, der frei in den Lüften sich dahinschwingt, das Wild in den Gebirgen

und die Rinder auf den Alpen, alle erfreuen die erwärmenden Strahlen der Frühlings-Sonne, nur mich wärmen sie nicht. Um mich weht feuchte Kerkerluft, die Natur lebt auf, und ich — muß sterben!

Da ließen sich Tritte auf dem Gange vernehmen, welche seinem Gefängnisse sich näherten. Werner bedeckte mit den zitternden Händen sein Gesicht. Adalbert fuhr erschrocken zusammen; denn er ahnte, daß dieser Besuch ihm gelte. Er irrte sich nicht; denn im nächsten Augenblicke wurde die Thüre seines Gefängnisses aufgerissen; eine Gerichtsperson, von mehreren schwarzgekleideten Herren begleitet, trat mit einer Papierrolle ein und verlas ihm ohne weitere Anrede sein Urtheil: daß er binnen drei Tagen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet werde. Bei den letzten Worten knickte der Stab und lag gebrochen vor den Füßen des unschuldig Verdammten. Schauer des Todes durchrannen den Unglücklichen.

„Haben Sie noch Etwas zu bestellen?" fragte jetzt die Gerichtsperson den todtbleichen Verurtheilten.

— „Ich bitte nur um Tinte, Feder und Papier," entgegnete Adalbert mit einer Thräne im Auge, „um an meine todtkranke Mutter schreiben zu können. Auch möchte ich noch vor meinem Ende meine Schwester sprechen."

„Das sei Ihnen gewährt," sprach sichtlich bewegt der Richter; denn der reine Blick des leidenden Jünglings machte ihn irre in seiner Meinung. — Das finstere Geschäft Derer in den schwarzen Gewändern war vollendet, und nicht ohne sichtliche Theilnahme verließen sie den Kerker des Verurtheilten.

Adalbert saß bleich auf dem Stuhle; Werner stand

die Brust zum Zerspringen voll, in einem Winkel und scheute sich, den Armen anzureden.

„Ach, meine Mutter!“ klagte schmerzlich Dieser jetzt; in meiner eigenen Angst vergaß ich ihrer; sie ist gewiß schon ausgepfändet und liegt mit ihrem kranken Leib auf hartem Stroh.“

— „Sie wurde nicht gepfändet, lieber Herr!“

„So wird sie's sicher, denn ich kenne den Müller.“

„Sie wird es nicht,“ sprach Werner, herzlich ihm die Hand drückend; „der Müller ist bezahlt.“

„Bezahlt?“ fragte Adalbert erstaunt. „Wer hat ihn bezahlt?“

— „Ich, lieber Herr,“ sprach tiefbewegt der biedere Werner, süß gelohnt durch sein Bewußtsein, und Adalbert warf sich überwältigt an seine Brust. Es schlugen wackere Herzen aneinander und wie im Todeskampfe hielten sie sich fest umschlungen.

„O Werner!“ rief Adalbert dankend, „jetzt sterb' ich leichter, da dieser Unmensch Nichts mehr von uns zu fordern hat. Maria wird der Mutter weiter helfen und wenn ich sterbe, gibt's vielleicht doch Mitleidige, die sich der Hinterbliebenen des Enthaupteten erbarmen.“

„Was ich für sie thun kann,“ rief weinend Werner, der sich nicht mehr halten konnte, „das seid versichert, daß ich's auch redlich thun werde. Ich habe weder Weib noch Kind und meine Pflicht ist's, für die Frau Desjenigen nach Kräften zu sorgen, der mich dem zu gewissen Tode entrissen. In dieser Beziehung sterbt ruhig, armer Herr; ich thue, was meine Kraft vermag.“

Nochmals umarmten sich die biedern Männer, dann eilte Werner fort; denn zu enge ward's ihm in den vier Wänden. Bald darauf kam er mit Tinte, Feder und Papier, setzte Alles schweigend auf den Tisch und ent-

fernte sich wieder. Adalbert griff nach einigem Nachdenken zur Feder und schrieb Folgendes an seine Schwester:

„Liebe Schwester!

„Der allmächtige Gott will es, daß ich von euch „scheide. Bevor ich aber hinüberziehe, möchte ich noch „einmal mit dir sprechen. Wenn ich aber denke, daß du „die Mutter hilflos zurückhalten müßtest, so entsage ich „auch diesem meinem letzten Wunsche. Nach drei Tagen „bin ich nicht mehr. Sage aber der Mutter, daß ich un„schuldig sterbe; denn, so wahr mir Gott helfen wolle in „der letzten Stunde meines Daseins, so schwöre ich dir, „daß ich schuldlos verurtheilt worden. Grüße und küsse „die Mutter herzlich, sag' ihr, daß ich reumüthig ihr „manchen Verdruß abbitte, den ihr meine Heftigkeit zu„zog; pflege sie, du kannst arbeiten, und Werner darfst „du dich anvertrauen. Du bist ein schönes Mädchen; „hüte dich vor verworfenen Verführern deiner Unschuld; „bitte Gott, daß er dich schützen möge vor Verführung. „Glaube mir, liebe Maria, wo die Armuth wohnt, da „denkt der Reiche ungehindert eindringen zu dürfen, im „schnöden Wahne, Gold sprenge alle Pforten. Hüte dich „vor solchen, dem gemeinen Trosse angehörigen Reichen: „solche Menschen kennen das Wort Selbstbeherrschung „nicht und verführen mit ihren abgeschmackten, oft sitten„losen Artigkeiten manch redlich unerfahrenes Mädchen, „das den süßen Schmeichlern glaubt und dann entehrt „aus dem tändelnden Traume schrecklich erwacht. Weise „von dir solche Geber, denn sie streuen giftigen Samen „auf die Pflanzen und welk sinkt dann die ehevor frische „Blume hin. Oft hab' ich im Gebete gerungen und mit „ganzer Seele um Stärkung für dich von Oben gefleht, „damit du nicht fallen mögest in die schlau und lockend

„gestellten Netze der Verführung. Bete auch du jetzt „zu Gott, daß er mir Kraft verleihe zum letzten schweren „Gange. Sterbe ich gleich schuldlos, so schüttelt Fieber„frost doch manchmal meine Glieder, gedenke ich des blu„tigen Schauspiels. Weinet nicht um mich; denn glücklich „ist Der zu nennen, der ohne schwere Schuld hinüberzieht. „Könnte ich für meinen Glauben sterben, mit Freuden „verspritzte ich mein Blut; so aber sterbe ich als Mör„der, verwünscht vielleicht von Manchem; dies einzig nur „erschwert mir den Tod. So lebet denn wohl! in der „bessern Welt sehen wir uns wieder. Von Werner er„hältst du nach meinem Scheiden eine Locke von meinem „Haupte, zum Andenken an deinen Adalbert, der un„schuldig starb. Lebe wohl — bete für mich — pflege „die Mutter — ich kann nicht mehr.“ —

Erschöpft sank er auf den Stuhl zurück, viele Küsse drückte er auf den Brief und netzte ihn mit seinen heißen Thränen.

„Der Pfarrer kommt soeben die Treppe herauf,“ sprach eintretend Werner.

„Er sei mir willkommen!“ entgegnete Adalbert, vollkommen gefaßt, indem er Werner den Brief zum Siegeln und Bestellen überreichte.

Werner versprach Dies baldmöglichst zu thun, und als er der Thüre sich näherte, trat auch schon der würdige Pfarrer, ein silberweißer Greis, mit ehrfurchtgebietender Haltung in das düstere Kerkergemach. Als er in das Auge des jungen Mannes schaute, der mit Ruhe und Ergebung vor ihm stand, sprach er sichtlich bewegt: „Wenn man Ihnen so in's Auge blickt, so glaubt man nicht, einen Mörder zu sehen.“

„Ich bin auch kein Mörder,“ entgegnete schmerzlich lächelnd Adalbert. „Hart liegt nur der Verdacht auf

mir; mir fehlen Zeugen, um meine Unschuld darzuthun, und so muß ich denn schuldlos, aber doch vor der Welt als Schuldiger sterben."

Tief ergriffen, setzte sich der Priester zu dem bleichen Jüngling. Adalbert beichtete. —

„Ja, ich glaube es," sprach nach abgelegter Beicht der greise Priester; „ich verlasse Sie jetzt," tröstete er, „um zu versuchen, ob ich Nichts für Sie thun kann." Der würdige Priester ging. Adalbert war wieder allein, die Sonne sank hinter den Bergen und wehmüthig schaute er in ihr Verglimmen.

Nach einigen Stunden kam der Pfarrer wieder: „es ist umsonst, mein Sohn, Alles spricht gegen Sie — Sie müssen sterben. Aber leicht muß solch ein Sterben sein, denn es führt aus diesem irdischen Wechsel in die ewige heilige Ruhe. Es wird der Mensch geboren, um zu sterben, und glücklich Der, der lebend denkt an das Verscheiden. Das Leben, lieber Adalbert, ist eine Prüfung; Sie haben sie bald bestanden und schon winkt Ihnen der schöne Preis. Darum zagen Sie nicht; bald wandeln Sie, entrungen von der Erdenhülle, im Lande der ewig seligen Geister."

Der Priester schwieg und schaute prüfend nach Adalbert hin, der düster den Blick zur Erde senkte. „Und warum so düster, Sohn?" sprach er, seine Hand ergreifend.

„Ach, meine Mutter jammert mich; denn meiner Schwester Verdienst reicht nicht hin, die Kranke zu pflegen und so abhangen zu müssen von der Gnade Anderer, ist gewiß für eine alte kranke Frau sehr hart. Dies ist's, hochwürdiger Herr, was mir den Tod erschwert." Des Pfarrers Auge wurde naß, gerührt bot er dem wackern Sohne die Hand und sprach tröstend:

„Für Ihre Mutter, wackerer Sohn, sorge ich nach Kräften und auch Maria soll nicht darben.“ Adalbert warf sich vor dem frommen Priester nieder und küßte wiederholt seine widerstrebenden Hände. Kein Wort des Dankes vermochte er zu stammeln; denn er war zu sehr ergriffen von den Ereignissen des Tages.

„Nun leben Sie wohl! Sie bedürfen der Ruhe“ sprach der Priester, segnend seine Hände auf des Unglücklichen Scheitel legend; „morgen komm' ich wieder“ Der Priester ging und Adalbert war wieder allein.

„So wird mein Tod zur Hilfe den Meinigen gereichen,“ sprach er nach einer Pause, „und gerne sterb' ich jetzt, weiß ich doch die Meinigen geborgen.“ Nachdem er Gott gedankt und um Beistand in seiner Lage angefleht, schlummerte er bald ein, und das Lächeln, das auf seinen Lippen schwebte, zeugte, daß süße Traumbilder ihn umgaben.

Neuntes Kapitel.

Der Baron.

„Unser Adalbert, liebe Mutter, hat geschrieben,“ rief Maria voll Freude, welcher soeben ein Knabe Adalberts Brief überbrachte. Mit froher Hast entfaltete Maria das Schreiben, aufmerksam richtete die Mutter sich auf; denn sie zitterte vor Begierde, zu erfahren, wie es

mit ihrem Sohne stehe. Doch Maria hatte das Blatt kaum flüchtig überflogen, als es ihrer zitternden Hand entfiel und sie selbst, wie vom Schlage gerührt, am Bett ihrer Mutter blaß und lautlos in die Kniee sank.

Die höchste Angst fachte auf Augenblicke der Mutter Kräfte an. Sie stieg aus dem Bette und beugte sich zu Marien nieder; als sie aber sah, daß Jene sich allmählig erhole, so hob sie den verhängnißvollen Brief vom Boden auf, und starr und immer starrer wurde ihr lesender Blick.

Maria sah kaum, daß die Mutter den Brief in der Hand halte, als sie schnell aufsprang; denn sie wußte nur zu gut, daß man jetzt ihrer bedürfe. Die Mutter zitterte, wankte und fiel in dem nächsten Augenblicke mit dem Gewichte einer Leiche in ihrer Tochter Arme.

Die geängstigte Maria mußte alle Kräfte zusammennehmen, um die Ohnmächtige zu Bette zu bringen. Endlich gelang es ihr, und nachdem sie der Kranken Hände und Schläfe mit Essig eingerieben hatte, zeigte die Betäubte Spuren des wiederkehrenden Lebens.

Jetzt schlummerte sie; Maria saß an ihrem Bette und vergaß auf Augenblicke vor der ohnehin Todschwachen Adalberts Lage.

„O Himmel!" rief Maria, in Thränen ausbrechend. „was soll ich beginnen? Der Bader kommt nicht, wenn ich ihn gleich bitte, und so erwacht die Mutter vielleicht nie wieder aus ihrer Schwäche." „Liebe Martha," rief sie aus dem Fenster der Nachbarin zu, die oft die arme Familie, wenn sie es eben vermochte, unterstützt hatte, „seid doch so gut und kommt herein! meine liebe Mutter liegt in schwerer Ohnmacht."

Die gute Alte eilte schnell und trippelte im nächsten Augenblicke in die Stube. „Ei, du mein Himmel!"

rief sie erschrocken aus, als sie die Kranke mit geöffnetem Munde und gelbem Gesicht und kurzathmenden Zügen daliegen sah, „hier thut Hilfe Noth.“

Maria konnte Anfangs zu keinem bestimmten Gedanken kommen und hielt sich nur sinnend beide Hände vor das erglühende Gesicht. Jetzt tauchte ein Gedanke in ihrer leidenden Seele auf; freudig trat sie an den Spiegel, nahm schnell ihre Ohrenringe heraus, betrachtete sie wehmüthig und wog sie in der zitternden Hand. „Dies,“ meinte sie, „wird wohl langen, um den Arzt aus der Stadt zu holen und eine Arznei für die leidende Mutter zu kaufen.

„Wollet Ihr wohl, gute Martha, einige Stunden bei der Mutter bleiben?“ bat sie herzlich die Nachbarin; „ich ginge dann zur Stadt, um den Arzt zu bitten.

„Gern, herzliebes Mädchen,“ entgegnete gerührt die Alte „und hätte ich selbst die Mittel, so solltest du nicht genöthigt sein, deine Ohrenringe zu verkaufen. Nimm dies,“ redete gutherzig die Alte, während eine Thräne über ihre runzlichten Wangen rollte, und drückte ein Achtgroschen-Stück in Mariens Hände. Freudeweinend und herzlich dankte das fromme Kind; dann küßte sie der guten Mutter die mit kaltem Schweiß bedeckten Hände und eilte flüchtigen Schrittes aus dem Dörfchen der Stadt zu. Ihren Lauf beflügelte Angst und kindlichste Liebe.

Die Thürme glänzten mit ihren kupfernen Kuppeln ihr entgegen, und immer schneller eilte die Besorgte voran. Schon hatte sie die ersten Häuschen vor dem Thore erreicht, als sie längs an der Heerstraße eine Masse Menschen versammelt sah. Ohne zu wissen, was hier vorgehe, eilte auch sie, wie von einer innern Ahnung getrieben, dahin, wo jetzt vernehmlich durch das dumpfe Gemurmel Hammerschläge zu ihr herüberdrangen.

Jetzt war sie an dem Gedränge angelangt. Zimmerleute waren bemüht, Etwas aufzurichten, und die unkundige Maria fragte einen Zuschauer, was hier zusammengefügt werde.

„Man errichtet ein Schaffot, schönes Mädchen, für den Mörder, der morgen gerichtet wird. Was ist Euch?" erwiederte der Befragte, und fing im nächsten Augenblicke das ohnmächtige Mädchen in seinen Armen auf. Alles drängte sich jetzt um die Bewußtlose, die die Augen aufschlug und wie im Traume um sich sah. Doch ein Blick seitwärts dahin, wo das Gebälk nun rasch und gespenstig sich erhob, ließ sie Alles wieder erkennen; dankend erhob sie sich und eilte flüchtigen Schrittes dem Stadtthor zu.

Hier drängten sich viele Leute in ein Nebengäßchen. „Was gibt's da, gute Leute?" fragte Maria, der jetzt Alles bedeutungsvoll erschien; warum drängt Ihr euch so ungestümm in die finstere Gasse?"

„Man kann den Mörder sehen, der morgen hingerichtet wird," antwortete einer der Vorübergehenden.

„Wo?" fragte Maria fast athemlos.

„Dort in dem schwarzgrauen Gebäude über zwei Stiegen; links ist ein Kerker; Ihr dürft nur den Schaulustigen nachgehen, so könnt Ihr nicht fehlen; es ist ein schöner junger Mann: er wird Euch gewiß jammern, Jungfrau."

Ohne die letzten Worte abzuwarten, lief Maria rasch dem bezeichneten Hause zu. Finster blickte mancher Eingekerkerte durch die Eisengitter seines Fensters auf die Straße; denn viele saßen hier, um nie mehr diese Mauern zu verlassen, oder zum letzten Gange, der für Adalbert auf morgen festgesetzt war.

Maria drängte sich durch die Leute, die unaufhörlich auf- und niederstiegen, und oben angelangt, sah sie viele bemüht, durch ein kleines Fensterchen zu schauen.

Lange mühte auch sie sich, doch vergebens; denn dem kräftigen Andrange der Männer konnte sie nicht widerstehen. Lange stand sie hier in verzehrender Angst; jetzt wurde eine Lücke frei; rasch drückte sie sich hinein, erhob sich auf die Zehen und erblickte, durch das kleine Fensterchen schauend, ihren Bruder, der neben dem Geistlichen auf der Bank saß.

„Adalbert, mein Adalbert!" rief sie, an der Schwelle der Gefängnißthüre niedersinkend. Die Umstehenden hoben die Arme auf, aber sie regte sich nicht; denn zu sehr hatte tiefe Ohnmacht ihre Sinne umschleiert. Jetzt öffnete sich die Kerkerthür; denn Adalbert hat seiner Schwester Stimme erkannt und den Priester gebeten, daß er öffne.

„Maria!" rief der bleiche Gefangene, den Umstehenden die ohnmächtige Schwester abnehmend; „Maria, stirb nicht!" jammerte er in herzzerschneidenden Tönen. „Was soll aus der Mutter werden, wenn auch dich der allzuheftige Schmerz auf's Lager wirft?" Da schlug Maria wie von einem Zauber berührt die Augen auf; doch kaum schaute sie in des Bruders bleiches Antlitz, als sie ihn mit Ungestüm in ihre Arme schloß, und laut an seiner Brust weinte. Die Umstehenden waren tief ergriffen, die Thüre wurde wieder geschlossen, und nun konnte man Nichts mehr vernehmen, als das Schluchzen Mariens, die ihrem Schmerze freien Lauf ließ und laut klagte. Tief erschüttert blickte der Greis auf die Gruppe der in unendlichem Schmerz sich fest umschlungen haltenden Geschwister.

„Ich bin unschuldig," tröstete Adalbert; „klage nicht

so, Maria; denn drüben sehen wir uns alle wieder, wo keine Trennung uns mehr ängstigt."

„Warum mordet man dich denn, wenn du unschuldig bist?" klagte Maria; „man darf dich nicht morden, ich geb's nicht zu;" rief das arme Kind; „und wenn sie dich auch tödten, so häng' ich mich an deinen Nacken, daß auch mich der Todesstreich treffe."

„Du gutes Kind," sprach der Bruder, ihr die Thränen aus dem seelenvollen Auge küssend, „was soll aus der kranken Mutter werden?" Diese Rede schnitt ihr in's Herz; sie rang nach Fassung. Hier den zum Tod verurtheilten Bruder, dort die leidende Mutter — was sollte sie beginnen? „Ach, Bruder!" seufzte sie, überwältigt in fassungslosem Schmerz, „so laß uns Alle mit dir sterben; denn ich und deine Mutter überleben doch kaum deinen Tod. Bitt' für uns, wenn du drüben bist beim lieben Gott, daß auch er uns abrufen möge von diesem Orte der Leiden."

„Wie Gott will," tröstete der Priester; „fasse dich, armes Kind, und pflege deiner leidenden Mutter; das ist jetzt deine erste und heiligste Pflicht. Beneide deinen Bruder; denn er stirbt einen schönen Tod."

Vor der Thüre des Kerkers stand ein schlanker junger Mann; sein Anzug, seine edle Haltung, wie das Ordenskreuz, das auf seiner linken Brust glänzte, zeigte den Mann von Stand. Er wischte sich eine Thräne vom Auge, während hohe Röthe seine Wangen deckte. Noch einmal umarmten sich die Geschwister. Maria drückte einen langen Kuß zum Abschied für diese Welt auf ihres Bruders bebende Lippen, und entfernte sich, nachdem sie noch einmal mit ihrem Bruder gebetet und von dem würdigen Priester den Segen empfangen hatte. Sie trat aus der Thür, sich am Geländer haltend, und

wankte, in Jammer aufgelöst, die Treppe hinab. Der junge Mann mit dem Ordenskreuze folgte ihr mit sichtlicher Bewegung in einiger Entfernung nach. Jetzt stand Maria vor dem Laden eines Goldarbeiters, griff mit zitternder Hand in die Tasche ihres Schürzchens, nahm ihre Ohrenringe, küßt sie, denn sie waren eine Gabe vom verstorbenen Vater, und eilte in den Laden. Der junge Mann hatte jede ihrer Bewegungen genau beobachtet, und trat nun, als wollte er sich etwas aussuchen, vor die Fenster des Goldarbeiters, an welchem in einem zierlichen Kästchen prangendes Geschmeide aufgehangen war. Er konnte deutlich sehen, was drinnen vorging.

Mit zitternder Hand gab Maria dem Herrn des Ladens ihre Ohrringe, welcher sie flüchtig betrachtete, die Aechtheit derselben auf einem Probierstein untersuchte und sie auf die Goldwage legte. Es wurden einige Worte gewechselt, die der Unbekannte mit dem Ordenskreuz nicht verstehen konnte, darauf nickte Maria mit einer Thräne im Auge. Der Goldarbeiter nahm einiges Silbergeld aus dem Schrein, zählte es ihr auf der steinernen Tafel vor, worauf sich schweigend die Arme mit einem schweren Seufzer entfernte. Kaum war Maria aus dem Laden getreten, als der Unbekannte mit dem Ordenskreuze schnell in den Laden schlüpfte und den Goldarbeiter fragte, um welchen Preis er die Ohrenringe dem Mädchen abgekauft habe.

„Um drei Thaler, gnädiger Herr," entgegnete der Gefragte unter tiefen Bücklingen. Schnell zog der junge Herr seine gefüllte Börse aus der Tasche, warf drei Goldstücke auf die Marmortafel und bat sich die Ohrenringe dagegen aus, welche ihm auch der Erstaunte unter vielen Artigkeitsbezeugungen aushändigte. Hierauf eilte der junge Mann, die Ohrenringe wohl bewahrend, schnell

aus dem Laden. Sein suchendes Auge hatte bald wieder Marien herausgefunden aus den nach der Frohnfeste sich Hindrängenden. Als er sie beinahe erreicht hatte, folgte er ihr wieder in kurzer Entfernung; nur sie schauend, rannte er mehrere Male an die Vorübergehenden.

„Wo wohnt denn der Herr Doktor?" fragte jetzt Maria eine schon bejahrte Frau; doch ehe noch diese antworten konnte, trat der mit dem Ordenskreuze zu Marien, verbeugte sich mit Anstand und erbot sich mit ungekünstelter Herzlichkeit, ihr die Wohnung des Doktors zu zeigen. Maria erröthete züchtig, als sie plötzlich in das männlich schöne Antlitz des jungen Mannes schaute. Verwirrt blickte sie ihn an, ohne reden zu können. Dieser Augenblick entschied über das Schicksal zweier verwandter Seelen. Maria folgte nun, einige Worte des Dankes stammelnd, ihrem artigem Begleiter, welcher, vor dem ersten Gasthause angelangt, ihr bedeutete, einzutreten. Sie folgte zögernd. Ein Bedienter kam dem jungen Manne entgegen, nannte ihn Herr Baron, und nachdem Dieser befohlen, schnell anzuspannen, entfernte sich Der in der Livrée wieder eiligst. Der Baron — denn so wollen wir jetzt Den mit dem Ordenskreuze nennen — öffnete eine Thür, Maria trat schüchtern ein und die Thür fiel in's Schloß.

„Setzen sie sich, mein Fräulein," sprach der Baron, herzlich ihre Hand ergreifend, „und fürchten Sie Nichts; denn ich schätze die Tugend eines wackern Mädchens." Marie schaute ihm in's Auge und ließ sich beruhigt neben ihm auf's Sopha nieder; denn sein Auge blickte sie so rein, so klar an, wie der ungetrübte wolkenlose Himmel. Der Baron zog eine Brieftasche hervor, entfaltete sie, griff hinein und drückte Maria ihre Ohrenringe wie-

der in die Hände. Maria erschrack, wollte reden, aber sie vermochte es nicht, sie saß regungslos und ließ ihm ohne Willen die bebende Hand.

Der Baron war ein Mann von Welt; nach langen Reisen kehrte er wieder in die Schweiz zurück und hatte in einer der schönsten Gegenden eine Besitzung gekauft. Seine Eltern schlummerten in der Ahnengruft und er war in seinem sechs und zwanzigsten Jahre unumschränkter Herr. Mariens Anblick hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Als er so neben ihr saß und der Jungfrau in's engelreine Auge blickte, erschrack er ob der Uebermacht der Empfindungen, die er bis jetzt nicht kannte, und doch war es so süß, denselben sich hinzugeben.

„Warum so verlegen?" sprach er sanft zu der Erwartungsvollen; „weiß ich doch, daß Sie blos der Mutter wegen ihren Schmuck veräußerten. Nehmen Sie ihn aus meiner Hand wieder, wie auch die Versicherung meiner Hochachtung für die aufopfernde Tugend einer so frommen, so kindlich liebenden Tochter, wie Sie. — Es wird soeben angespannt und wenn Sie erlauben, so geleite ich Sie in Gesellschaft meines Leibarztes zu Ihrer kranken Mutter. Ist Hilfe möglich, so rettet die Geschicklichkeit meines Arztes gewiß das Leben der Kranken, für die Sie so sehr bangen. Mein Fräulein, ich ehre dies Gefühl; lassen Sie immer Ihren Thränen freien Lauf, denn leichter wird oft das beklommene Herz, findet man ein theilnehmend Wesen." Bei diesen letzten Reden drückte der Baron Marie stärker die Hände und küßte sie sittsam mit theilnehmender Wärme auf die Stirne. Eine süße Ahnung durchbebte ihr Herz; sie gehörte sich selbst nicht mehr an.

„Seit einiger Zeit gehört auch das Dörfchen am

Vierwaldstätter-See, wo Ihre Frau Mutter wohnt, zu meinem Schloßbezirke, und seien Sie überzeugt," sprach mit Bestimmtheit der Baron, „daß, wenn ich nur einen leisen Wink von ihrer Lage erhalten hätte, die Sachen jetzt anders stünden. Was die Zeit verbrach, will ich nach meinen Kräften auszugleichen suchen; ich sah Sie im Kerker Ihres Bruders, und tief in der Seele ergriff mich Ihr Leid. Für Adalbert kann ich leider Nichts thun, als ihn bedauern. Sie aber sehen in mir einen Menschen, der sich für Sie sehr interessirt und höchst erfreut sein würde, wenn Sie ihm nach näherer Kenntniß den Namen Freund einräumen wollten." Diese Worte, begleitet von liebevollen, Zutrauen einflößenden Blicken, ergriffen Marie mächtig und ein dankender Blick, in dem ihre reine Seele sich spiegelte, war Alles, womit sie dem Barone antworten konnte.

Jetzt trat der Leibarzt ein. Der Baron begab sich entschuldigend mit ihm an's Fenster, und während sie zusammen sprachen, blickte der Doktor, Beifall lächelnd, indem er mit Wärme dem Baron die Hand drückte, oft nach Marie hin. Nach gegenseitiger Begrüßung tröstete der Doktor Marie mit der Versicherung: gewiß Alles aufzubieten, um ihr die liebe Mutter zu retten. Ein Bedienter meldete jetzt, daß angespannt sei, und schleunig verließen Alle das Zimmer. Marie wurde, so sehr sie sich auch sträubte, von dem Baron zuerst in den Wagen gehoben. Der Arzt nahm neben ihr Platz und der Baron saß ihr gegenüber.

„Wenn du am Schaffot, das man eben dort errichtet, vorüberfährst," flüsterte der Baron, sich aus dem Wagen beugend, dem Bedienten zu, „so treibe die Pferde rasch an." Der Diener nickte verstehend und gestreckten Trabes ging es zum Thor hinaus. Plötzlich schlugen

die Pferde Galopp ein. Maria erschrack, aber der Arzt beruhigte sie. Sie merkte Nichts, das Schaffot war passirt und rasch dahin flog der Wagen nun wieder dem Dörfchen zu.

Zehntes Kapitel.

Der Gang zur Richtstätte.

Eine grausige Nacht hatte Adalbert zur Hälfte wachend zugebracht, als ihn ein so fester und traumloser Schlaf umfing, daß er, Alles vergessend und vom langen Wachen erschöpft, auf's Lager sank. Erst am späten Morgen weckten ihn die läutenden Glocken von Luzern. Der Wind blies noch immer heftig und Wetter zogen drohend an den Firnen der Berge vorüber. Der Morgen graute. Blutig tauchte die Sonne im Osten auf, und drückende Schwere lag über der ganzen Gegend ausgebreitet. Von den Höhen jagten die kreuz- und quertreibenden Südwinde den wirbelnden, leicht sich zertheilenden Sandstein in dichten Staubwolken zu den Thälern nieder und bedeckten Alles weithin mit einem dicht gewobenen Flor. Jung und Alt strömten von den benachbarten Dörfern nach der Stadt, um Zeugen des auf den heutigen Tag festgesetzten blutigen Schauspiels zu sein.

Völlig gestärkt durch die Macht des Glaubens, mit dem Todesgedanken vertraut, harrte Adalbert gefaßt dem

Augenblicke, entgegen, da man ihn abhole zum letzten schweren Gange. Er hat sich eben inbrünstig im Gebete auf die Kniee geworfen, als unbemerkt von dem Betenden der Priester eintrat. Er legte die Hände segnend auf des Jünglings Scheitel und zog den Ueberraschten umarmend an die menschenfreundliche Brust.

„Es freut mich, mein Sohn, dich in göttlichen Betrachtungen zu treffen; dein Gesicht ist heiter und hat ganz das Gepräge eines schuldlos zum Tode Gefaßten. Halte fest am Glauben und es wird dir das Scheiden von einer Welt leicht, deren dornenvolle Pfade du so jung schon kennen lerntest. Rufe dein ganzes Leben in dein Gedächtniß zurück und du wirst finden, daß herbes Wehe stets der flüchtigen Freude folgte. Ebenso ist auch der Reiche, der über seinen Schätzen und über seiner Macht leicht vergißt, daß er ein Staubgeborner ist, und zurück müsse in den finstern Erdenschooß, dem steten Wechsel unterworfen. In flüchtigen Genüssen berauscht sich mancher unglückliche Große; alle Ergötzlichkeiten ruft er hervor, sich zu betäuben, und erwacht er endlich aus dem eitlen Traumleben, so gähnt ihn entsetzensvoll die Nacht des Grabes an. Sein letztes Vertrauen ist noch auf den Arzt gestützt; dieser soll dem Welken das vergeudete Mark wieder geben und den verglimmenden Lebensfunken neu anfachen in der röchelnden Brust. Hier aber scheitert seine Kunst und der in seinem Wahne ehevor Allmächtige verzweifelt nun bei dem Kopfschütteln eines Menschen. Was hilft ihm dann Geld? was seine Schmeichler? Allein, ohne Trost, steht er in hoffnungslosem Brüten und martert sein Gehirn, ob es ein Jenseits gebe, oder ob es drüben so öde sei, wie in seiner sterbenden Brust. Das Erste fühlt er, denn ernst ruft's ihm die innere Stimme zu. In bangen Zweifeln haucht er end-

lich seine Seele aus, die nie sich beschäftigte, über den eiteln Lebensfreuden einen Blick auf die Schatten der Vergänglichkeit zu werfen. So wird er dann mit Prunk hinabgesenkt in die Moder-Erde, wo ewige Gleichheit herrscht. Solch' ein Sterben muß schrecklich sein." Der Priester setzte sich nun zu Adalbert und ermahnte ihn fortwährend an das Leiden Christi, wie der sündenlose Gottmensch für uns Sünder das schwere Kreuz unter Mißhandlungen Golgatha's Höhen hinantrug und am Kreuzesstamme sein Leben aushauchte.

Es hätte nicht mehr der Ermahnung gebraucht, Adalbert hatte seine Rechnung mit dieser Welt schon abgeschlossen; er war ein Christ; seine Mutter wußte er geborgen; ihm bangte nicht mehr vor dem Tode, den er schuldlos litt. Die schwere Stunde war indeß immer näher gerückt. Das Geschrei und das dumpfe Gemurmel der harrenden Menge, die von Sekunde zu Sekunde anwuchs, drang bis zu seinem Kerker herauf. Ein eisiger Schauer durchrieselte seine Glieder.

„Verlassen Sie mich nicht, mein Vater," rief er, den Priester umklammernd; „denn ich fühle bei diesem unheimlichen Geschrei meine Brust wie von Schwertern durchbohrt."

„Verbanne diese Angst, mein Sohn," sprach feierlich der Priester. „Preise dich glücklich, daß es dir vergönnt ist, unschuldig zu sterben, und so gereinigt von jeglichem Vergehen hinüberzuziehen nach dem kurzen Schmerz zu Gott in die ewig lichten Räume der Glückseligkeit." Mit Wärme drückte der arme Adalbert dem wackern Seelsorger die Hände und aus seinem ruhigen, fast verklärten Blicke ersah der Priester zu seiner innigen Freude, daß Adalbert jetzt ohne Zagen das Schaffot besteigen werde.

In dichten Massen wälzte sich das Volk zum Thor

hinaus und immer dichter drängte sich der lärmende Knäuel um's Schaffot. „Geht auch mit, Meister Müller," rief ein Schaulustiger dem rothen Müller zu, der bleich wie der Tod in vollem Trabe zur Stadt hinaus nach seinem Dörfchen fuhr. Der aber antwortete nicht, sondern trieb nur noch rascher die Pferde an, so daß er bald die Stadt im Rücken hatte.

Die verhängnißvolle Stunde schlug. In der Frohnfeste herrschte jetzt reges Leben; Thüren wurden aufgerissen und fielen rasselnd wieder in ihre Schlösser zurück. Die Eisenknechte eilten durch die Gänge und die Landreiter wehrten dem Andrange des Volkes.

Jetzt öffnete sich auch Adalberts Thüre; Gerichtspersonen, Soldaten und Neugierige drängten sich herein, und nach den vorausgegangenen Gerichtsformeln wurde ihm nochmals seine Verurtheilung vorgelesen. Mit ruhigem Lächeln hörte er sein Todesurtheil an, mit sicherem Federzuge schrieb er seinen Namen unter das Erkenntniß, und folgte festen Schrittes seinen Begleitern. Unten harrte seiner ein schwarz angestrichener Wagen mit zwei Rappen bespannt, von Landreitern umgeben. Kopf an Kopf gedrängt stand die harrende Menge, und als Adalbert von dem silberweißen Priester geleitet aus dem finstern Gebäude trat, drängte sich mancher erpreßte Seufzer aus dem Volkshaufen.

Jetzt stieg Adalbert auf den verhängnißvollen Wagen. Der zitternde Priester nahm, von Gerichtspersonen hinaufgehoben, neben dem Verurtheilten Platz, und nun bewegte sich langsam der Trauerzug unter den wimmernden Klängen des sogenannten Armensünderglöckchens dem Thore zu. „Lebe wohl!" rief Werner, der bis jetzt in stummem Schmerz an der Mauer gestanden war, dem Scheidenden zu und schluchzte laut, seine Arme nach

Adalbert ausstreckend. Als aber der Jüngling nach dem Jammernden den Kopf umwandte, da konnte sich der brave Werner nicht mehr halten. Mit Riesenkraft bahnte er sich einen Weg zu dem jungen Freunde und rief mit einer Löwen-Stimme: „Haltet, ihr Unmenschen; haltet und richtet nicht den schuldlosen Jüngling, damit euch nicht der Zorn des ewigen Gottes treffe!“ Mit Gewalt nur konnte man Werner hinwegbringen, und ein theilnehmendes Geflüster verbreitete sich weithin. Adalbert sprach immer mit dem Priester, der jetzt selbst sich mühte, seinen immer steigenden Schmerz vor dem Unglücklichen zu verbergen.

Auf dem Schaffote stand schon der Henker mit entblößten Armen und blitzendem Schwerte. Ungeduldig schaute er mit ängstlichem Erwarten nach der Stadt, aus welcher sich nun langsam der Zug heranbewegte. Am Fuß des Gerüstes harrte ein von rohem Holz zurecht gemachter Sarg. Der Deckel war mit einem schwarzen Kreuz bemalt. Ein Nachrichtersknecht hielt die schwarze Binde und ein anderer streute Asche auf die Bretter.

Jetzt hielt der Wagen an den Stufen des Gerüstes. Lautlose Stille herrschte ringsum, so daß Jeder das Herzpochen seines Nebenmannes vernehmen konnte. Adalbert stieg zuerst vom Wagen, dann half er dem auf ihn sich stützenden Pfarrer herab. Er wurde in das unter dem Schaffot erbaute Stübchen gebracht, wo ein unsauberer Knecht mit der Scheere ihm die blendend schwarzen Locken vom Haupte trennte. Da öffnete sich die Thür des Stübchens und hervor trat an der Hand des Priesters Adalbert mit verklärten Zügen. Er stützte den greisen Priester, den jetzt seine Kraft zu verlassen schien, und stieg sichern Schrittes die Stufen hinan. Da drängte

sich durch die athemlos harrende Menge ein schönes geisterbleiches Mädchen mit aufgelösten Haaren und schmerzerfülltem Antlitz. „Adalbert!“ rief sie, in den Kreis eindringend, der mit Soldaten umstellt war, und der Jüngling, diese Stimme wohl kennend, eilte mit ausgebreiteten Armen die Stufen herab, und preßte in der nächsten Sekunde, vor Schmerz und Wonne bebend, die so theure Schwester an die tobende Brust. „Maria!“ „Mein Bruder!“ war Alles, was man vernehmen konnte, und Brust an Brust hielten sich die Geschwister mit Riesenkraft umschlungen.

Ringsum schluchzte Alles laut. „Gnade, Gnade!“ schrie man im Kreise. Der Richter stand verlegen und die Landreiter und Büttel wehrten dem mächtigen Andrange der gereizten Menge. Endlich erholte sich Maria und wand einen Kranz von weißen Rosen um die Schläfe des geliebten Bruders und bat den Richter, der gerührt vom Rosse zu ihr niederblickte, daß er ihr vergönnen möge, mit Adalbert das Schaffot zu besteigen. Nach einigem Weigern gewährte es der Richter, der den bittersten Unwillen auf allen Gesichtern las. Todesstille trat wieder ein. Als aber Adalbert am Arme seiner Schwester auf's Neue das Schaffot bestieg, als ihm das Heldenmädchen die schwarze Binde um's Auge band, und im Schmerz vergehend der achtzigjährige Priester mit den zitternden Händen sein Gesicht bedeckte, da schrie und tobte ringsum der Haufen, Steine flogen auf die Soldaten und immer schwärzer wurde der Himmel, als zürnte er ob dem blutigen Beginnen.

Da erwachte Adalbert, durch den tobenden Lärm in's Dasein zurückgerufen, dem er soeben Lebewohl gesagt hatte, aus seinem Todesschweigen. Eilig riß er die Binde vom Auge und gewahrte nun den allgemeinen Streit.

Schnell sich fassend erhob er sich, und rief mit lauter helltönender Stimme: „Haltet ein, Rasende, was wollt ihr beginnen?"

Wie von einem Zauberschlage berührt, blickten Soldaten und Volk nach dem schönen Jüngling hin.

„Wollt ihr einen Mörder schützen?" rief er jetzt noch lauter; denn er sah zu deutlich, daß eine allgemeine Metzelei entstanden sein würde, und um dem Blutvergießen zu wehren, sprach er diese Worte, an welchem sein Herz keinen Theil hatte. Der Geistliche verstand den edelmüthigen Jüngling und drückte ihm bewundernd die Hand. Maria aber rief: „Glaubt es nicht! er ist unschuldig!" Adalberts Ruf hatte gewirkt, Mariens Worte drangen nicht durch den wilden Lärm und die vorige Stille war wieder hergestellt. Adalbert saß wieder am Stuhle und die Binde fiel auf's Neue über seine Augen. Die Schwester kniete neben ihm nieder und drückte ihr brennendes Antlitz auf Adalberts im Schooß gefaltete Hände, die fest das Bild des Erlösers hielten. Jetzt schwang der Henker das Schwert, sein Gesicht ward todtenbleich und seine Brust athmete wie unter dem Drucke eines schweren Gewichtes. Er senkte das Schwert, ohne den Todesstreich ausgeführt zu haben. Was war's, was den geübten Henker erbeben machte? Mächtig schwang er jetzt wieder mit der Kraft eines Verzweifelten das Schwert; es durchzischte die Luft, doch ehe es noch Adalberts Nacken erreichen konnte, schmetterte er, wie vom Blitze getroffen, mit einem grellen Schrei am Boden nieder.

„Was ist das?" rief befremdet der Richter und eilte, vom Pferde gestiegen und von einigen Soldaten begleitet auf das Gerüst, um dem Ohnmächtigen beizustehen. Adalbert lüftete wieder die Binde und sah nun den Mann, von dem er schon den Todesstreich erwartet hatte, bebend

am Boden liegen. Endlich erholte sich der Ohnmächtige. Langsam erhob er das schwere Haupt und sah mit rollenden Augen, im heftigen Kampfe mit sich selbst, im Kreis umher. „Gnade!“ schrie er laut, und rutschte zum Richter auf den Knieen hin.

„Was ist euch? Sprecht!“ befahl der mächtig erstaunte Richter.

„Der da,“ rief der Nachrichter, mit bebender Hand auf Adalbert zeigend, „dieser ist unschuldig!“ „Unschuldig?“ riefen die Soldaten; „unschuldig?“ jubelte das Volk. „Ja unschuldig,“ wiederholte der Zitternde. „Der rothe Müller hat die That begangen, er ist das Oberhaupt der Räuberbande, die die Gegend seit Jahren beunruhigt, und ich — bin einer von der Bande.“ Alles stand in sprachlosem Erstaunen.

„Demjenigen, der die Räuberbande entdecken würde,“ fuhr der Nachrichter fort, „wurde eine große Belohnung versprochen, selbst wenn ein Mitglied der Bande den Ort der Andern angeben sollte, so werde dem Angeber Gnade zukommen und ihm die Strafe erlassen werden; um diese bitt' ich jetzt,“ flehte der noch immer auf den Knieen Liegende Stöcker. Der Richter ließ den Bekennenden sogleich verhaften; Maria und der Priester umarmten den Vielgeprüften, und tausend Verwünschungen gegen den rothen Müller erfüllten die Luft. Nachdem der Richter einige Worte mit den Soldaten gewechselt hatte, erbot sich der jetzt Verhaftete, mitzugehen, indem er in der Mühle alle Schliche genau kenne.

Adalbert wurde darauf in die Kutsche des Richters gebracht, der Priester und Maria nahmen an seiner Seite Platz, und von tausend Glückswünschen geleitet, fuhr er wieder zur Stadt zurück, wo er in dem Hause des Rich-

ters bis zur Schürzung des zu sehr verschlungenen Knotens verbleiben sollte.

Ein anderer Zug, aus Landreitern, Schergen, Städtern und Landleuten bestehend, bewegte sich dann in möglichster Eile nach dem Dörfchen hin, wo des rothen Müllers Mühle stand.

Werner lag in seinem Zimmer auf dem Bette und betete unter heißen Thränen, deren sich der alte Soldat nicht schämte, für seinen jungen Freund um Stärke und Kraft zum Tode. Da weckte ihn ein Jubelgeschrei, das immer näher kam. Maschinenmäßig ging er an's Fenster und schaute in die Straße nieder, in welcher eben eine Kutsche, von dem aufjauchzenden Volk umrungen, langsam herankam.

„Was soll der Jubel?" fragte er mit mißbilligender Geberde aus dem Fenster einen Vorübergehenden.

„Ei, kommt doch herunter!" antwortete der Gefragte, „und ich wette, Ihr stimmt mit in den Jubel ein. Schneidet doch kein so grämliches Gesicht, Werner, und kommt herunter; in dem Wagen kehrt Euer Adalbert zurück; er ist unschuldig, es hat sich Alles schon erwiesen." Da schlug Werner das Fenster zu, daß es zertrümmerte, und sprang in todesgefährlicher Eile die steile Wendeltreppe hinab. Jetzt hielt der keuchende Werner am Kutschenschlag und drückte, fast närrisch vor Freude, bald Adalbert, bald Maria, bald dem Priester die Hand, und pries unter lautem Freudenjubel die Güte der allgewaltigen Vorsehung.

„Warum ruft denn immer das Volk des rothen Müllers Namen?" fragte, vom ersten Freudentaumel sich erholend und befremdet Werner.

„Der ist der Mörder," erklärte der Richter, und das Oberhaupt der Räuberbande, die längst schon die Gegend

durch ihre Gräuelthaten unsicher machte. Ich schickte so-eben unsere Reiter, denen viele aus dem Volk sich anschlossen, nach der Mühle ab, um das Raubnest aufzuheben. Die Elenden sollen der Strafe nicht entgehen."

„Hurrah!" schrie da Werner, seinen grauen Schnurrbart streichend, „da muß ich auch dabei sein!" und rannte ohne sich zu beurlauben, in die Frohnfeste zurück. Schnell sattelte er sein Pferd, das ihn in den letzten Jahren seiner Dienstzeit aus mancher Gefahr trug, schnallte einen langen Säbel um die Hüften, und nachdem er in die Halftern lange Sattelpistolen gesteckt, sprengte er, wieder von Kampflust begeistert, durch das Thor querfeldein der Mühle zu. Er spornte den meist in träger Ruhe stehenden Gaul so gewaltig, daß dieser von seines Herrn Eile selbst angefacht, in ein so ungewöhnliches Rennen gerieth, daß Alles für Werner bangte, die ihn so gleich einem Rache-Engel dahinschweben sahen.

Die Kutsche hielt jetzt an dem Hause des Richters, der unter vielen Theilnahmsbezeugungen Adalbert, dem der Priester und Maria folgte, in sein Haus führte. Dort mußte Adalbert Alles erzählen; unter freudiger Rührung drückte der Richter dem Wiederauflebenden die vor Freude bebenden Hände. Maria wollte nun, da sie ihren Bruder sicher wußte, die frohe Kunde der Mutter hinterbringen, doch der Richter und der Pfarrer hielten sie davon ab.

„Ein plötzlich freudiges Erschrecken," sprach der Geistliche, „könnte die ohnehin so schwache Mutter tödten; daher überlaßt es mir, die Kranke auf die so unverhoffte Freude vorzubereiten." Dieser Vorschlag wurde gebilligt und in der Kutsche des Richters fuhr der Pfarrer, auf kurze Zeit sich von Adalbert beurlaubend, mit Maria nach

dem Dorfe hin, wo immer noch Neugierige nach der Mühle eilten.

Adalbert wurde zu Bett gebracht; denn der so schnelle Wechsel zwischen Todesangst und Freiheit hatte schädlich auf ihn gewirkt und die höchste Vorsicht that noth, um seine überreizten Lebensgeister nicht zum Stocken zu bringen. Der herbeigerufene Arzt fand seinen Zustand bedenklich, verordnete schnell eine Aderlässe und wich nicht von dem Lager des Geretteten, der jetzt in Fieberhitze dalag.

Eilftes Kapitel.

Die Bösewichte entdeckt und verhaftet.

In der Mühle herrschte reges Leben und zwar außergewöhnlich; denn zur Tageszeit lagerte sich meist Grabesstille in den öden Räumen. Nachts dagegen kam es den Vorübergehenden oft vor, als hörten sie den Wiederhall vieler Tritte, das Oeffnen und das Schließen vieler Thüren, dumpfes Gemurmel verworrener Stimmen; aber Niemand wagte, sich darüber auszusprechen; denn den Müller fürchteten und haßten Alle bis auf seine Genossen. Wenn die Nacht ihren Trauerflor über die Gegend ausbreitete, schien ein unterirdisches Treiben zu erwachen in

den Stunden des Schlafes. Viele bärtige Männer mit dem Gepräge des Lasters im finstern Antlitze saßen hier in der innersten Stube der Mühle, die nur ihnen geöffnet wurde, um einen runden Tisch. Andere lagen auf Strohmatten. Alle aber schienen etwas zu erwarten. Blinkende Geschosse und Waffen hingen an den grauen Wänden umher, und fleißig wanderten die mit Wein gefüllten Krüge von Hand zu Hand.

„Wo bleibt denn heute der Müller?" fragte ein hagerer großer Mann mit gestrüpptem Haar und unheimlichen Blicken. Es war derjenige, welchen der Müller auf dem Pilatus getroffen hatte, und die Gesellschaft nannte ihn Euler.

„Das frage nicht uns!" antwortete ein Anderer, „er wird vielleicht den Tanz mit ansehen; denn unser Fritz," — so nannte er den Scharfrichter, — „der richtet ja heute den armen Schelm; wie heißt er doch?"

„Adalbert Sternburg," grinste Euler mit hämischer Schadenfreude; und ich danke dem Geschicke, daß es mich diesen Augenblick erleben ließ," frevelte der Elende mit heiserem Gelächter.

„Ja, wir wissen," scherzte einer aus der Bande; „du hast einen Zahn auf die Sternburg; stoß' an, Bruder! der Wein muß dir heute besonders munden." Die zinnernen Humpen klirrten aneinander und Verworfene aus allen Ländern tranken sich hier Gesundheit zu.

Jetzt rollte ein Wagen in den Hof und der Haushund bellte laut. „Das ist der Müller!" sprach Euler, und im nächsten Augenblicke trat der Genannte zu der Gesellschaft in die Stube.

„Es lebe der Hauptmann!" riefen Alle und die Becher erklangen auf sein Wohl.

„Still doch, meine Freunde!" sprach der Eintretende;

„still doch! Ihr lärmt ja gewaltig; seid behutsam, denn solche Unbesonnenheit hat oft üble Folgen.“ D'rauf setzte er sich an den Tisch, leerte mit einem langen Zuge den dargebotenen Humpen und stützte nachdenkend seinen Kopf in beide Hände.

„Was sinnest Du?“ sprach Euler, das Schweigen brechend; „Du bist ja bleich; sag' an,“ lachte er, „was macht denn dich erbleichen?“

„Nichts, vorlauter Frager,“ verwies der Müller; „ich dachte eben nach über uns; denn eine geheime Ahnung sagt mir nur zu gewiß, daß wir nicht mehr lange sicher sind im Schweizergebiet. Hab' ich mich gleich bei der letzten Geschichte durchgelogen, so wird man mich doch genau beobachten, und über kurz oder lange kommt die Geschichte heraus.“

„Ihr habt Recht,“ rief einer aus den Versammelten; es war der Besitzer des grauen Wirthshauses; „ich meine, daß —“ „Du hast Nichts zu meinen,“ zürnte, sich erhebend, der Müller; „solch' ungezogenes Volk hatte ich nie unter meiner Bande, wie gerade jetzt.“ Sich wieder setzend, fuhr er fort: „Wie wär's, wenn wir nach Frankreich auswanderten? Ich will meine Mühle veräußern; der Erlös wird getheilt, und wir ziehen ab. Sprecht, wie gefällt Euch mein Vorschlag?“

„Wir folgen Dir!“ riefen nach kurzem Berathen die finstern Gesichter.

„Ihr seid immer zerstreut; oft bekomm' ich vierzehn Tage keinen von Euch zu sehen, wie letzthin, wo ich, um die zwei Krämer wegzuräumen, Deine Hilfe in Anspruch nehmen mußte;“ so sprach der Müller zu Euler, der kopfnickend beistimmte. „So gehts nicht fort. Der Plunder wird losgeschlagen; denn erst wenn ich die Schweiz im Rücken habe, athme ich wieder freier.“

„Ja, so sei es!" riefen Alle und reichten sich auf bleibende Treue die Mörderhände.

„Der Herr Adalbert könnte es jetzt schon sagen, wie's drüben aussieht," lachte Einer aus der Bande. Ich gäbe was darum, wenn ich wüßte, was aus uns wird, wenn das Herzblut stockt."

„Was wird denn aus uns werden?" scherzte belehrend Euler; „ein fetter Schmaus für die Würmer, und damit gut. Knick' eine Pflanze; sie verwelkt und die Sonne brennt sie zu Staub. Schieß' ein Thier nieder und kehr' in etlichen Wochen wieder zurück, so findest Du ein Gerippe, von Würmern und Ameisen zerfressen. Manches Thier ist schlau, stark, edelmüthig sogar, hat also auch Sinne wie der Mensch; warum soll denn gerade Dieser und nicht auch das Thier fortleben? Die ganze menschliche Natur ist so wie die des Thieres eingerichtet; Menschen und Thiere schlafen, essen, trinken, stehlen, raufen und schlagen sich todt. Ich finde hier wenig Unterschied. Ist das Leben ausgehaucht, so decken einige Schaufeln Erde die Leiche und damit gut. Was Ewigkeit!" lachte er und Alle lachten lärmend mit.

„Ja, du hast Recht," rief der Müller; „ist das Leben entflohen, so ist Alles vorbei. Ehre, Unschuld, Tugend — zu was nützt der armselige Flitterstaat? Man kann sich keinen rothen Heller damit erwerben. Heute ist auch ein Unschuldiger gegen seinen Willen hinübergeschickt worden in die himmlischen Freuden, während wir, die Schuldigen, kräftig, munter und sicher hier zechen. Wenn es eine strafende Vergeltung gäbe, und eine allweise Hand Alles leiten würde," — so sündlich frevelte der Gotteslängner — „warum rettete dieses mächtige Wesen den Unschuldigen nicht? — Geht, geht damit!"

lachte er jetzt triumphirend; „stocken die Pulse, so hat Alles — Was ist das?“

Man pochte mächtig an der Hausthür, Stimmen klangen verworren durcheinander, und der Haushund bellte heftig.

„Was ist das?“ riefen wiederholend Alle schreckenbleich. Der Müller eilte an's Fenster, aber kaum hatte er einen flüchtigen Blick auf die Straße geworfen, als er mit dem Ausruf: „Verrätherei!“ zurücktaumelte. „Wir sind verloren!“ murmelten die Räuber; „das Haus ist mit Soldaten umstellt,“ und eilten zitternd nach den Waffen.

„Das sind wir nicht,“ rief Euler; „ihr Memmen, schämt Euch. Sieg oder Tod sei unsere Loosung!“ Bei diesen Worten schoß er durch's Fenster und ein Soldat sank wohlgetroffen zu Boden. Der Müller rannte zur Stiege hinunter, sattelte schnell sein Pferd und barg sich im Stalle, den Augenblick abwartend, wo sich etwa für ihn eine Lücke zum Entspringen öffnen würde. Mehrere Aexten mühten sich jetzt, die Thüre zu sprengen, und ächzend fiel das Hausthor endlich aus den Angeln. Lange widerstanden die Räuber, Euler an der Spitze, den durch das Thor jetzt eindringenden Soldaten. Endlich mußten sie aber dem mörderischen Feuer weichen und heulend flüchteten sich die Bösewichte in das Innere der Mühle, wo sie eingekeult nun dem Gemetzel Stand halten mußten. Jetzt schwang sich der Müller auf sein Roß und sprengte, die allgemeine Verwirrung benützend, aus seinem Verstecke hervor; mit der Wuth eines Verzweifelten durchbrach er die Reihen der Kämpfenden. Mehrere Reiter jagten ihm nach, aber sie blieben noch weit hinter seinem flüchtigen Rosse zurück. Schon glaubte er sich gerettet, als eine wohlgezielte Kugel die Brust seines

Pferdes so traf, daß es vor Schmerz wiehernd unter ihm zusammensank. Die Kugel kam aus Werners Sattelpistol, der den Flüchtigen gewahrte und mit einem lauten Hurrah jetzt auf ihn einritt. Schnell besonnen drückte der Müller ein Pistol auf ihn ab, doch er fehlte und Werner hieb ihn mit seinem Säbel über den Scheitel, so, daß er lautlos niedersank. Schnell stieg Werner ab und verband mit der größten Sorgfalt die Kopfwunde des über seinem getödteten Rosse liegenden Raubmörders.

„Brav! brav!" schrieen die Reiter, welche jetzt herangekommen waren, „wir gratuliren, Herr Werner; aber was macht Ihr denn? Scheint es nicht, Ihr verbindet dem Nichtswürdigen die Wunde?"

„Ja, meine lieben Herren," entgegnete komisch ernsthaft Werner; „es wäre mir unlieb, wenn der Elende so leichten Kaufes abkäme." Alle lachten ob seines Mitleides und kehrten mit ihm, den bewußtlosen Räuberführer in der Mitte, im Triumphe nach der Mühle zurück. Auch hier hatten ihre Kameraden die Arbeit schon vollendet, und theils gefesselt, theils verwundet, theils todt lag die Raubrotte am Boden. Euler lag unter den Todten. Bleich und bebend stand der Henker, der jetzt auf die Verwüstung niederblickte, die seine Aussage angerichtet hatte.

„Führ' uns nun in die verborgenen Gewölbe, wie du versprachst," gebot der Führer des Zuges dem Bebenden. „So gebt mir eine Fackel." Sie wurde ihm gereicht, und mit schwankendem Gange führte nun der Kundige die Soldaten durch einen schmalen, ziemlich langen Gang. Jetzt hielten sie an einer verschlossenen Thüre. Sie wurde eingeschlagen und nun stiegen sie eine schmale Wendeltreppe hinab. Angelangt geriethen sie in ein niederes Kellergewölbe, aus welchem Moderge-

auch dem Eintretenden entgegenqualmte, vor dessen ecklen Andrang die Fackel zu erlöschen schien.

Diese grauenvollen Hallen waren seit Jahren der Tummelplatz alles Unwesens, wo der Mensch, die Menschheit vergessend, mit fühlloser Rohheit den Menschenbruder würgte. Mit der Mordlust gattete sich hier die feile Geldgier, und zeigte, von der umschleiernden Finsterniß beherbergt, die Schande der Menschheit. Alles furchtbare Entsetzen boten die grauenvollen Scenen dar, die vor der Hinabgestiegenen Augen sich aufthaten. Blutbespritzte Reste von Kleidungsstücken, Waffen, Larven, Felleisen, Stricke und Ketten lagen zerstreut umher. Alle wandten sich jetzt einer Stelle zu, die der Scharfrichter bezeichnet hatte. Hurtig wurde hier gegraben, bald stieß man auf einen weichen Gegenstand, und nachdem noch etliche Spaten Erde weggeschaufelt worden, sah man zwei durch Wunden entstellte Leichname. Mancher unglückliche Gefangene, den die Mörder da hinuntergeschleppt, verblutete hier. Satanisch ausgeklügelte Vorkehrungen machten es unmöglich, daß der Hilferuf der unglücklichen Schlachtopfer heraufdringen konnte an's Licht, und ungehört mußte hier der Todesschrei dumpf in sich selbst verhallen, und ersterben an dem feuchten Kellergewölbe. An den Wänden dieses entsetzenvollen Ortes zeigten dichte Blutflecken von den oft hier verübten Gräueln; seit Jahren klebten sie hier, als wollten sie ihr schauerliches Andenken nicht verbleichen lassen. Die Untersuchenden hatten genug gesehen und eilten aus der unheimlichen Finsterniß hinauf an's Tageslicht.

Schnell wurden die Bösewichte nun paarweise zusammengekettet, die Verwundeten auf dazu bestimmte Wagen gebracht und nun setzte sich langsam der Zug, Werner an der Spitze, in Bewegung. Das Volk stürzte

in das Innere der Mühle, ohne daß es die bewaffnete Mannschaft verhindern konnte. Feuerbrände wurden in die Scheune und in die Speicher geworfen, so daß bald hellauflodernd die Flamme das Haus der Verbrecher verzehrte.

Unter freudigem Jubel ging's nun der Stadt zu, aus welcher dichte Haufen Neugieriger dem Zuge entgegenkamen. Werner ritt voraus und grüßte auf militärische Weise die ihm Entgegenjauchzenden. Der heitere Jubel des Volkes stach grell ab zu den unheimlichen Gesichtern der Gefangenen, die in hoffnungslosem Hinbrüten wie seelenlose Wachsgebilde von den Wagen niederstarrten.

Jetzt hielt der Zug am Eisenhause. Werner stieg ab und ordnete für seine neuen Gäste die Gemächer, und als er Alle unter sicherer Obhut wußte, eilte er, so schnell er es vermochte, nach dem Hause des Richters hin, um demselben, wie auch seinem Adalbert Alles zu erzählen. Als er dort angekommen, erlaubte man ihm nicht, Adalbert zu sehen, noch viel weniger, ihn zu sprechen. Der Arzt erklärte den Armen für verloren, wenn eine heftige Gemüthsbewegung sich bei ihm einstellen würde, weil seine Lebensgeister, zu sehr aufgeregt, eine gänzliche Abspannung besorgen ließen.

„Gott wird meinen lieben jungen Herrn nicht verlassen; hat er ihn doch von dem schwarzen Verdachte befreit. Er wird ihm gewiß auch jetzt beistehen mit seinem kräftigen Schutze. Wer Gott vertraut, recht handelt und seine Eltern ehrt, der hat nichts zu fürchten in jeglicher Gefahr. Ist das Gewissen frei, so gesundet bald wieder ein unverdorbener Körper; aber wo die Seele, von Gewissensbissen gefoltert, erkrankt, da zerbröckelt sich bald der kräftigste Leib. Alles mit Gott! Nichts

ohne ihn!" So sprechend stieg Werner, ohne seinen Adalbert gesehen zu haben, zu Roß, und warf sich, zu Hause angelangt, erschöpft von den Anstrengungen des Tages, auf's Lager, wo er auch bald den ruhigen Schlaf des Rechtlichen schlummerte.

Zwölftes Kapitel.

Der Traum des Verbrechers.

Im finstern Kerker lag nun gefesselt der rothe Müller. Ein wüthender Kopfschmerz war das Gefühl, indem er zur Besinnung erwachte. Es war tiefe Nacht um ihn her, und nur zuweilen warf der Mond, aus schwarzem Gewölke auftauchend, einen matten Schein durch das vergitterte Fenster an die grauen Wände, die den Verbrecher umfingen. Tausend grauenvolle Bilder tauchten jetzt auf in der Brust des Missethäters, und der schnelle Wechsel seiner Lage trat lebendig vor seine schuldbeladene Seele. Er hörte das Pochen seines Herzens, das Zittern seiner auf's Höchste gereizten Pulse. Es war tiefe Nacht, alle Schauer des Todes durchbebten ihn; denn er glaubte das dumpfe Aechzen, den herzzerschneidenden Jammer seiner Gemordeten zu hören. Er konnte

nicht mehr schlafen, so sehr er sich auch mühte; denn ihm widerstanden die mannigfachsten Ideen und Gedanken, die sich in seinem Kopfe zu kreuzen begannen. Mit geschlossenen Augen sank er wieder zurück auf's Lager; er fühlte alle Martern des Schlafens und Wachens.

Da verkündete eine dumpf tönende Thurmuhr die Mitternachtsstunde. Mit dem zwölften Schlage trat wieder lautlose Stille ein; nur das leise Picken eines Heimchens, das sich irgendwo eingenistet haben mußte, ließ sich von Zeit zu Zeit vernehmen. Auf dem Tische stand ein irdener Wasserkrug; doch jetzt sprudelte und sott es in demselben! zuweilen wähnte er das Winseln eines Hundes zu vernehmen, der oft wie in menschlichen Tönen klagte. Er erhob sinnbetäubt den Kopf und blickte mit starren Augen in das vom Monde spärlich beleuchtete Gemach. Das Zischen in dem Kruge malte sich in seiner erhitzten Phantasie immer tobender; auch glaubte er, daß sich der Boden unter ihm belebe. Seine Haare sträubten sich wie die Stacheln des Igels; kalter Schweiß bedeckte seine fieberhaft zuckenden Glieder. Der Odem erstarrte ihm auf den Lippen, und er fühlte jene entnervende Angst der Geisternähe. Jetzt regte es sich in allen Winkeln seines Kerkers. Ein unheimliches Gemurmel wälzte sich schwer durch die öden Räume und zuweilen blitzte ein bläulichrothes Feuer aus dem Kruge auf. Er wollte nichts mehr sehen und drückte in seinem Traumleben die schon geschlossenen Augen noch fester zu, so daß häßliche Falten sein Gesicht bedeckten. Allein je fester er die Augenlider schloß, um so brennender fiel ein sengender Strahl auf seine Augenhöhlen. Er mußte die Augen aufschlagen und sah nun, wie eine bleiche Flamme aus dem verhängnißvollen Kruge aufloderte, bald als ob sie erlöschen wollte, bald riesengroß.

Jetzt formte sich aus ihrem emporsteigenden schwefelgelben Rauche eine zwergartige Menschengestalt, vier Spannen hoch, setzte sich neben den Krug, zog ein kleines Pfeifchen hervor und blies mächtige Rauchwolken aus dem Munde. Der Rauch zog sich am Boden in einen finstern Knäuel zusammen, aus welcher Masse sich allmählich ein Tisch und viele Sessel formten.

Das kleine Männchen blies immer stärker; ein erstickender athembenehmender Qualm verbreitete sich im Gemache. Jede Rauchwolke, die das kleine Ungethüm aus dem Munde blies, formte sich zu einer dunklen Menschengestalt und zog in biegsamen Schlangenwindungen nach den Stühlen hin. Die Tafel war voll. Nun sprang mit einem donnerartigen Gekrache der Krug auseinander; der Verbrecher sank zusammen. Als er wieder die Augen aufschlug, war das Gemach hell erleuchtet; um den Tisch saßen schwarze Gestalten mit häßlichen Gesichtern. Jeder dieser Nachtgeister hielt eine Eule auf dem Daumen, die mit glühenden Augen nach dem halbtodten Müller hinsahen. Mit seltsamen Geberden unterhielt sich die Versammlung, als harrten sie auf Etwas, um ein Geschäft in der Stunde der Mitternacht hier abzuthun. Jetzt flüsterte ein leiser Todtengesang durch die Luft; die Wand öffnete sich und herauswankten bleiche Gestalten; der Geruch der Gräber drängte sich bei ihrem Erscheinen in das Kellergewölbe.

Des Müllers Augen dehnten sich, als wollten sie aus ihren Höhlen dringen; er wollte rufen, aber der Laut erstarb ihm auf den Lippen. Er erkannte die schneebleichen Gäste, — es waren die von ihm Erschlagenen. Er konnte weder die Augen schließen, noch beten; regungslos mußte er das Schreckliche zu Ende schauen. Die schwarzen Gestalten beugten sich vor denen in wei-

ßen Gewändern. Es wurde hier Gericht gehalten über schwere Verbrechen; die den Gräbern Entstiegenen waren die Zeugen. Jetzt wurde sein Name genannt, der wie tausend Donner ihn niederschmetterte; er klapperte mit den Zähnen und seine Haare bleichten sich. Die Anderen murmelten laut von Verdammung; er horchte auf. Entsetzlich! der Verdammte war er.

„Herauf ihr Geister!" rief nun der Vorsitzer des Gerichtes: „dort liegt ein Frevler an Gott und der Menschheit; nehmt ihn hin! er ist der Eure."

Jetzt regte sich's im fernsten Winkel. Entsetzensvolle Gestalten wanden sich aus einem dichtverschlungenen Knäuel los und hielten einen schauerlichen Rundtanz um den Verbrecher. Auch flogen alle Eulen mit rauschendem Flügelschlage herbei und drückten schrecklichlangsam ihre Krallen in die Brust des Unglücklichen.

Mit einem lauten Schrei erwachte er langsam: als er die Augen aufschlug, stand Werner vor ihm, der, die Nachtrunde haltend, auf das Geschrei herbeigeeilt war.

„Was schreit Ihr so entsetzensvoll in der Mitternachtsstunde? Was ist Euch?" fragte Werner den noch immer wie im Traume um sich Starrenden. Als er ihm aber in's Gesicht leuchtete, bebte der sonst unerschrockene Soldat zurück vor dem entsetzensvollen Bilde des Verzweifelten. Des Müllers Glieder waren wie verrenkt. Seine tiefliegenden Augen blickten wie die eines Wahnsinnigen umher; seine Haare waren plötzlich grau geworden.

„Gott steh' mir bei! was ist das?" rief Werner entsetzt; „Ihr seht ja aus wie ein Verdammter."

„Ja wohl," lachte blödsinnig der Müller; „da habt Ihr Recht, ich bin auch ein Verdammter. Wißt Ihr

das jetzt erst? Wär't Ihr nur früher gekommen, Freund, Ihr hättet Dinge gesehen, Dinge, — Ich sage Euch, es ist schrecklich, verdammt zu sein."

„Ich will Euch einen Geistlichen holen," sprach Werner, den es eisigkalt ob der Erzählung überlief; „Ihr seid todtschwach, und so zu sterben, wäre schrecklich."

„Bleibt!" rief in Todesangst der Unglückliche; „verlaßt mich nicht; denn wenn Ihr geht, dann kommen die häßlichen Gestalten wieder und quälen mich." Die letzten Worte sprach er mit beinahe heulendem Tone und klammerte sich so fest an Werner, daß diesem der Angstschweiß auf die Stirne trat.

„Denkt an Gott," mahnte jetzt Werner, „laßt mich los; ich will Euch einen Priester holen, damit Ihr Eure Sünden beichten könnt."

„Ja, es gibt einen Gott," sprach jetzt bebend der immer schwächer Werdende. „Euler hat nicht Recht, daß Alles aus sei nach diesem Leben; nein, es ist nicht aus, es ist grausig drüben; hu! mich friert! Nicht wahr, Ihr zittert auch vor dem Tode?" fragte er Werner, der ihn genau beobachtete.

„Nein, ich fürchte mich nicht vor dem Tode," sprach Werner ernst. Ich hab' ihm furchtlos oft in's Antlitz geschaut."

„Ja warum fürchte denn ich gerade mich so vor dem Sterben?" — „Weil Ihr ein schwerer Sünder seid; weil Ihr Gottes Allmacht verspottet, deßwegen zittert Ihr, und der Gottesläugner hat Recht, vor dem Tode zu zittern. Laßt Euch rathen und beichtet Eure Gräuel. Gott ist langmüthig, er wird Euch auch vergeben."

„Das wird er nicht," fiel ihm schnell der Müller ein, „nein, das wird er nicht. Ihr habt ein schlechtes

Gedächtniß, Freund; wißt Ihr denn nicht, daß ich verdammt bin? Ich sagte es euch doch vorhin selbst."

„Das war ein wüster Traum, durch den Gott Euch mahnte, aus Euerem Sündentaumel zu erwachen. Ihr müßt sterben, Nichts kann Euch retten. Wollt Ihr denn in Verzweiflung hinüberziehen?"

„In Verzweiflung, sagt Ihr? Sprecht, seid Ihr ein Doktor, daß Ihr mir die Verzweiflung so im Gesicht ableset? Sagt, wie seh' ich denn aus?" — „Schrecklich schlug Euch die Hand des Ewigen; das liest Jeder in Eueren Zügen; dazu braucht man eben nicht viel Studium." — „Nein, mich schlug keine Hand," lachte der Schreckliche. „Ihr seid ein Spötter, mich plagten ganz andere Dinge. Aber da Ihr kein Doktor seid, was treibt Ihr denn sonst für ein Geschäft? Etwas müßt Ihr doch sein."

„Ich heiße Werner," sprach betonend der Gefragte, „und bin weiter nichts als Eisenmeister von Luzern."

„So, so," sprach der Müller, in tiefes Nachdenken versinkend; doch plötzlich schrie er: „Hinaus, oder ich reiße Dich in Stücke. Du hast mich gestern gefangen; ja," rief er, an den Kopf fühlend, „Du hiebst mich nieder. Warte! —" Wüthend sprang er auf, um auf Werner einzudringen; aber seine Ketten rissen den Rasenden wieder auf's Lager zurück. Empört und von kaltem Schauder ergriffen, verließ Werner das Gemach, um für den Verzweifelten einen Geistlichen zu holen. „Ich komme gleich wieder," rief er unter der Thür; „betet zu Gott, denn bei Euch ist's hohe Zeit, daß Ihr Eueren starren Sinn zum Ewigen wendet." Bei diesen Worten schlug er die Thür zu und seine Tritte verhallten in der Nacht.

Schnell eilte Werner zu einem Geistlichen und bat ihn, doch gleich mitzukommen, indem er so kurz als mög-

lich das Vorgefallene erzählte. Der Priester, von der Erzählung tief ergriffen, kleidete sich eilends an und schritt bald darauf mit Werner dem Frohnhause zu. Dort angekommen, stiegen sie eilends die finstere Treppe hinan, die nur von dem matten Scheine einer Oellampe spärlich erleuchtet war. Oben angelangt kam ihnen der Eisenknecht entgegen. „Gottlob, daß Sie da sind," sprach er, tief Athem holend; „denn mir wurde schon ganz unheimlich zu Muthe. Der Müller tobt, daß einem die Seele schaudert; ich gesteh' es frei, ich getraute mir nicht zu dem Tobenden in's Gefängniß zu treten." Als er so sprach, drang ein dumpfer Schrei, wie der eines Sterbenden, durch die öden Gänge. Er kam aus des Müllers Kerker. Lautlose Stille folgte. Schnell eilten nun die Erschrockenen den Gang dahin. An der Thüre angelangt, lauschten sie athemlos; doch drinnen war Alles still geworden. Werner öffnete die Thür, der Eisenknecht leuchtete. Welch ein Anblick! in den Ketten verwickelt, mit blaugewürgtem Gesichte lag der Unglückliche da.

„Vielleicht ist er noch zu retten," mahnte der Priester; „macht ihn von den Fesseln frei." Der Eisenknecht und Werner mühten sich, seine krampfhaft über der Brust zusammengepreßten Hände, die doppelt die Kette um den Nacken geschlungen hatten, zu lösen. Endlich gelang es ihnen, und der Wahnsinnige schlug die Augen auf. Er lag nun da, den stieren Blick auf seine Umgebung geheftet, wie einer, dem die Rache des Geschickes verbietet, zu sterben. So locker auch seine Lebensfäden zusammenhingen, wie sehr sie jede Sekunde sich mühten, sie loszureißen, so hielten sie sich doch noch immer in ihrer gährenden Zerrüttung, und in erstickendem Athem hob sich seine Brust.

„Ruft in Gedanken die Gnade Gottes an," rief

der Priester, über den Unglücklichen sich beugend, und seine letzte Kraft zusammennehmend, sprach der Sterbende: „Gott sei mir gnädig!“ und verschied in den Armen des Priesters.

„Das war Gottes Gericht!“ sprach mächtig erschüttert der Geistliche. „Sterbend flehte er noch die Gnade Gottes an, und war gleich sein ganzes Leben eine Reihe von Missethaten, so ist doch die Barmherzigkeit Gottes unerforschlich. Laßt uns daher noch für den Sünder beten.“ Dies sagend kniete er mit den Anwesenden nieder und betete tiefbewegt für den Dahingeschiedenen.

Dreizehntes Kapitel.

Das Brautpaar.

Vier Monate waren bereits verflossen. Adalbert war vollkommen genesen zu seiner Mutter zurückgekehrt, und die Bösewichte hatten alle ihren wohlverdienten Lohn erhalten. Der Baron besuchte fast jeden Tag die sich jetzt sichtlich erholende Wittwe Sternburg, und je öfter er kam, desto lieber weilte er in dem häuslichen Kreise der guten Leute.

Der Baron und Adalbert näherten sich einander

immer mehr und selten sah man Einen ohne den Andern. Seit einigen Tagen war der Baron sehr verschlossen, ja selbst wortkarg gegen seinen jungen Freund. Ein Gedanke nur beschäftigte ihn und in ihn sich verlierend, war er todt für seine nächste Umgebung. Gewißheit wollte er sich verschaffen über das, was er wähnte. Diese Gewißheit konnte ihn schnell an's Ziel seiner Wünsche tragen, aber auch zurückstoßen in eine Leere, die ihm gewiß die Freuden des Lebens für immer trüben würde.

Die Sonne stieg herauf und rings erglühten die Gletscher des Hochlandes in ihrem schneeweißen Feuer, in ihrem leisen glühenden Schimmer von ihren Strahlen versilbert. „O wie göttlich ist's, an der Brust der üppigen Alpennatur zu schwelgen!" rief entzückt der Baron aus, der schon, ehe die Sonne über die Firnen heraufstieg, jagend in den Bergen umherstreifte. Er stand an einem Wasserfall, der sich dampfend den Thälern zustürzte. Die geheimnißvolle Wehmuth der rings um ihn her versteinerten Natur erfaßte heute mächtig sein Gemüth und schien ihn in ihren geheimnißvollen Schooß zu ziehen. „Wenn aber Mariens Herz ein Fels wäre gegen meine Gefühle?" seufzte er jetzt; „wenn ihr Herz vielleicht gar schon einem Andern gehörte? Doch nein, ihr reines Auge trügt nicht; eher möchte sich die Nacht zum Tage lügen können. Mit Kraft windet sich dieser Wasserfall durch tausend Hindernisse," sprach er, ganz in seinem Anschauen versunken. „Bald wirbelt er tollkühn fort, bald ächzt er dumpf in einer Felsenschlucht empor, als bangte ihm um sein Leben. Doch befreit sammelt er sich dort in dem Felsenbecken wieder und stürzt sich übersprudelnd mit prahlendem Uebermuth, wie ein Verschwender, mit donnerndem Jubel hinab in die Klüfte

der Tiefe, wo er in andern Gewässern erstirbt. Wie diesem Bergstrome geht's manchem Sterblichen. Mit rastloser Eile stürzt Mancher sich, die Brust voll heißer Wünsche, in das Gewühl der Erde, bis er endlich mit mattem Fuße in's dunkle Bereich der Gräber sinkt, wo alle seine Wünsche dann ruhen in der Moder-Erde. Wie oft weidete ich mich an den malerischen Reizen der Landschaftsbilder, welche durch die wunderbarsten Verschlingungen von See und Felsen sich hier entfalten! Wie wohl war mir oft, wenn ich, das flüchtige Wild verfolgend, emporstieg über die Felsen-Schultern zu den jähen Gipfeln, die dem unvorsichtigen Klimmer zehnfachen Tod drohen! Doch nun erscheint mir Alles so anders. Nicht Freude, nur Wehmuth fühl' ich jetzt im Anschauen der Gefilde."

„Und was brachte denn diese Veränderung hervor?" sprach lächelnd der Doktor, zu dem Ueberraschten tretend.

„Ach! Sie hier? Eben recht; aber wie kommt's daß wir hier zusammentreffen?"

„Ich wollte einige Kräuter suchen," entgegnete der Arzt; deßhalb verließ auch ich vor Sonnenaufgang das Bett. Als ich das Schloß hinter mir hatte, gewahrte ich Sie in einiger Entfernung. Ich eilte Ihnen nach und hatte soeben die Ehre, Ihr Selbstgespräch mitanzuhören." Der Baron lächelte, mit dem Finger drohend, während hohe Röthe sein Gesicht überflog.

„Herr Baron," redete herzlich jetzt der Doktor zu dem Träumer, „was ich nun gewiß weiß, ahnte ich schon längst; Sie lieben Maria. Dieser schöne Baum der Liebe schlug seine Wurzeln mächtig in die Tiefe des Herzens und in seinem Streben zur Blüthe richtete er in ihrer Brust einen Streit an, um blühend das zu erreichen, worauf sein wahres Leben ruht; aber so geht

die Sache nicht länger; Sie richten sich zu Grunde durch Ihr Zweifeln. Entdecken Sie Ihre rechtliche Zuneigung der Jungfrau, und führen Sie dann Maria als Gattin heim. Daß Maria nicht Nein sagt, davon glaube ich fest überzeugt zu sein; denn längst schon fühlte sie im Stillen für Sie."

„Wenn Sie wahr sprächen, Doktor, so wär' ich der Glücklichste aller Sterblichen."

„Wenn und immer wenn!" scherzte der Arzt; „prüfen Sie, reden Sie mit der Jungfrau und alle Wenn und Aber werden fliehen." „Ja, lieber Doktor, so lang' ich fern bin, kann ich wohl vernünftig reden; aber ein Blick von ihr schmettert Alles nieder wie kindisches Spielzeug. Ich glaube, ich fühle es, daß mir Mariens Herz geneigt ist; aber ich wage es mir selber kaum zu gestehen. So wache ich denn und schlafe wachend."

„Brave redliche Liebe fordert auch ein offenes Geständniß; d'rum, Herr Baron, gehen Sie jetzt mit mir zu Maria, reden Sie frei von der Brust, und in etlichen Tagen, ich wette, ist eine Veränderung auf dem Schlosse vorgegangen. Maria ist ein hübsches Mädchen und sie wird Ihnen auch eine treue Gattin sein."

„Ja, schön ist Maria wie ein Frühlingsmorgen," sprach der Baron begeistert, „und was mich noch mehr an sie fesselt, ist ihr edles Herz. So geistvoll in Allem, was sie spricht! so erhaben über den gewöhnlichen Troß gefallsüchtiger Puppen! so voll Gemüth! Ich sah sie beten in der Kirche zu Luzern mit Wahrheit, mit ungekünstelter Andacht. O Doktor! solch ein Wesen sein nennen zu dürfen, es wäre gewiß ein großes Glück."

„Nun ja, ich erkenne dies Alles, und da Sie mich als den Aeltern und Erfahrnern immer zu Rathe gezogen, so gestehe ich offen, daß ich vollkommen Ihre Wahl

billige; aber Ihr düsteres selbstforderndes Schweigen gefällt mir nicht; das muß enden und zwar heute noch. Kommen Sie, kommen Sie, Träumer, zu Ihrer Auserwählten." — Und scherzend zog der Doktor, des Barons Hand ergreifend, den Unschlüssigen unter heitern Gesprächen von den Höhen nieder.

„Das ist ein schöner Morgen," sprach die genesene Wittwe zu ihrem Sohne, der soeben an das Bett trat und ihr den Morgengruß brachte. „Ja wohl, ein schöner Morgen," entgegnete Adalbert, durch das Fenster in das kleine Gärtchen blickend, wo Maria mit stiller, sehnsüchtiger Wehmuth in die Schöpfung blickte. Ein weißes Gewand hatte heute die Jungfrau des Festtages wegen gewählt, und eine Rose zierte ihr dunkles Haar. „Seit einiger Zeit," sprach Adalbert, und setzte sich an der Mutter Bett, „geht eine Veränderung mit Maria vor; auch wird Baron Max immer verschlossener gegen mich, täuschen müßte ich mich sehr, wenn Beide sich nicht einander zu nähern suchen. Aber was soll daraus entstehen? Der reiche Herr und das arme Mädchen! — —" „Ich danke dir, daß du mich aufmerksam machtest;" erwiederte die Mutter; „Vorsicht thut hier noth. Der Baron ist ein edler junger Mann, und kommt er heute, so laß mich mit ihm allein; denn daß er unedle Absicht hege, das glaub' ich nimmer." Adalbert schlug nun schweigend ein Gebetbuch auf und las, wie gewöhnlich, der Mutter den Morgensegen vor.

Maria saß schweigend im Gärtchen, sie schien in tiefes Nachdenken versunken und erschrack sehr, als plötzlich der Baron, von dem Arzte begleitet, ihr einen „guten Morgen" wünschte.

„Was macht die Frau Mutter?" fragte der Doktor jetzt das hocherröthende Mädchen. „Ich danke, es geht

mit raschen Schritten zur völligen Besserung." „Das freut mich sehr, es soll bald noch besser kommen," scherzte der Doktor und ging in's Haus. Maria und Max waren allein. Maria war ihm noch nie so schön und liebenswürdig vorgekommen; denn er glaubte, der träumerische Nachtduft umwehe noch geheimnißvoll das liebliche Mädchen. „Ich komme heute aus einer ganz besondern Ursache," sprach Max, sich zu Maria setzend; „es lastet Etwas auf meiner Brust, ich muß es der Freundin bekennen; denn es handelt sich hier um mein Glück." „Reden Sie und seien Sie versichert, daß ich mich Ihres Glückes freue, gewiß herzlich freue; denn Sie handelten ja so großmüthig —" „Still davon!" fiel Max ihr in die Rede. „Liebe Maria," erzählte er dann, „ich habe mir durch meine Reisen manche Erfahrung gesammelt, doch ein neues, bis jetzt nicht gekanntes Gefühl regt sich in meiner Brust. Alle Lust und Vergnügungen, an ihren harmlos gleichgeschwungenen Abwechslungen. Alles liegt fremd hinter mir, wie ein abgeworfenes Kleid. Häusliches Glück ist's, nach dem ich mich sehne. Hör' ich das Alphorn von den Bergen oder das Rauschen des tobenden See's, blicke ich in das erhabene Schauspiel der aufgehenden Sonne, oder jage ich in den Bergen dem Wilde nach, so beschäftigt nur Ein Gedanke meine Seele, und in ihm verschlingen sich alle meine Wünsche. Selbst der Musik liebliche Töne stimmen mich trüb, statt die schlummernden Lebensgeister zu wecken und zu harmonischem Spiele zu beseelen. So schwindet Tag auf Tag, die Gewöhnung mildert den Schmerz nicht, ich fühl' ihn doppelt erwachen mit jedem neuen Morgen. Ich fühle herzliche Zuneigung zu einem Mädchen."

„Und theilt sie ihre Gefühle?" fragte Maria, schnell

einfallend, und wagte nicht, ihr schönes Auge zu ihm zu erheben.

„Das weiß ich eben nicht, und dieses Nichtwissen droht mich zu tödten. D'rum wende ich mich an Sie; erforschen Sie des Mädchens Herz und ihre Gesinnung gegen meine Person." Mariens Herz schlug mächtig; tiefe Wehmuth drängte sich in ihre Brust. Endlich faßte sie aber doch den Muth und fragte, wer denn die Ausersehene sei.

„Es ist ein Mädchen von reinen Sitten und ein hoher Geist, der über ihren schönen Formen ausgegossen schwebt, verscheucht den unheiligen Blick. Dunkles Haar wallt von ihrem Scheitel nieder und ihr Blick fesselt das reine Auge in höherer Liebe. Es gibt keine schönere Hand, als die ihre," so sprach er, Mariens Hand ergreifend, „keine edler geformten Finger; dann die zarte Lilienhaut, wo jedes Aederchen durchschimmert, der edle Anstand ihrer Bewegungen, wie könnte ich das Alles beschreiben? Heute," scherzte er, wärmer ihre Hand drückend, „verhüllt ein weißes Gewand ihre Formen züchtig und eine duftige Rose ziert ihr lockiges Haupt." Jetzt blickte Maria schüchtern ihm in's Gesicht, sie glaubte ihn zu verstehen und senkte freudig betroffen das Auge. „Ja, Du bist es, Du holdträumendes Kind, dessen Bild mich stets umschwebt. O vergib mir die Täuschung, die mich so unaussprechlich glücklich macht!" Er erklärte ihr nun, wie ihr reines Bild ihn wachend und träumend umgebe, wie lieb ihm all' ihr anspruchloses Treiben geworden sei, und wie hoch er ihre reine Tugend schätze. „Laß uns beisammen bleiben," rief er dann und erwartete ängstlich ihre Antwort. —

„Herr Baron, wenn jetzt Adalbert —" Dieser, dem Maria zu lange ausblieb, schlich in den Garten und

sah, wie Max bei seiner Schwester sitze. „Sie unterstehen sich," sprach er, fast entrüstet, „das unerfahrene Mädchen mit Tändeleien zu unterhalten?" — „Ja," fiel der Baron mit komischem Ernst ihm in die Rede, „ich unterstehe mich noch mehr; denn ich werde sie dieser Tage heirathen. Weg nun mit dem finstern Gesichte!" rief er jetzt, herzlich Adalberts Hand ergreifend; komm' folg' uns zu Deiner Mutter, und vertausche von heut an, mein lieber Verwalter, das kalte Sie mit einem wärmeren Du." Max, entgegnete Adalbert, und schloß beschämt den jungen Freund an die Brust. Arm in Arm gingen die Freunde nun in das kleine Häuschen. Maria folgte schüchtern; denn sie glaubte, Maxens Zuneigung würde ihr die Mutter gleich vom Gesichte lesen. „Theure Mutter," sagte der Baron, und trat mit Maria an das Bett der freudig Erstaunten, „wir bitten um Ihren Segen." „Bravo!" jubelte der Doktor; „Frau von Sternburg, da ist keine weitere Erklärung nöthig;" denn er hatte eben mit ihr von des Barons Liebe und rechtlichen Absichten mit Marien geredet. Mit Freudenthränen in den Augen legte die brave Mutter ihre zitternden Hände segnend auf die Scheitel des Paares. Sie konnte nicht sprechen, denn sie war zu tief ergriffen. Max beurlaubte sich darauf bei der Mutter und seiner Braut, um die nöthigen Zurüstungen zur Trauung, die er morgen schon begehen wollte, zu treffen. Adalbert folgte, nur der Doktor blieb, selbst verjüngt durch die ergreifende Scene, bei den Glücklichen zurück.

Von den festlich geschmückten Landleuten begleitet, hielten am nächsten Morgen mehrere Kutschen mit Hochzeitsgästen gefüllt, vor der ärmlichen Hütte. Max hatte auch Werner gebeten, und so sehr sich der auf's Höchste Ueberraschte auch sträubte, in einer Kutsche, wie die an=

deren Herren, sich dem Freudenzuge anzuschließen, so mußte er sich doch fügen; denn der Baron ehrte in ihm den redlichen Mann. Werner war nun nicht mehr Eisenmeister; denn wie der Baron ihn zum Hochzeitsfest lud, so übergab er ihm zugleich eine Papierrolle, in welcher geschrieben stand: daß Werner zeitlebens als Schloßwart bei ihm zu bleiben habe. Mit unendlicher Freude durchlas der freudig Erstaunte mehrere Male die Schrift, dann vergaß sich der Alte und umarmte seinen jetzigen Herrn.

Der neue Schloßwart überreichte ein niedliches Sträußchen der holdseligen Braut und nachdem auch die andern Gäste ihre Glückswünsche angebracht hatten, mahnte der Pfarrherr des Dorfes zum Aufbruch; es war derselbe achtzigjährige Greis, welcher vor vier Monaten Adalbert zur Richtstätte begleitet hatte, der würdige Diener der Kirche.

Die noch immer schwache Frau wurde nun von dem Brautpaare in den Wagen gehoben, während die Musiker, die der Baron mitgebracht hatte, eine sanfte Melodie spielten. Wie wohl fühlte sich die Genesene nach so langer Krankheit in freier Gottesluft! Alle ihre Lebensgeister schienen sich neu zu beleben, und trunken blickte ihr Auge in das kräftige Grün. Der Zug bewegte sich darauf weiter und obgleich sie nun bei ihren glücklichen Kindern auf dem Schlosse wohnen sollte, so blickte sie doch noch einmal wehmüthig nach ihrem Häuschen zurück, das der Baron einer armen Familie geschenkt hatte.

Im weißen Gewande, die Rose im lockigen Haar, gerade so, wie sie ehevor im Gärtchen bei ihm gesessen, führte Max die geliebte Braut an den Altar. Das „Ja“ erscholl und die reinste, vom Segen des Priesters

geheiligte Liebe hatte mit ihrem Bande ein edles Paar umschlungen. Adalbert war nun Verwalter und unter frohem Jubel und unter tausend Segenswünschen der Anwesenden wurde die Feier im freudebewegten Schlosse beendet.

Der Priester hielt nach aufgehobener Tafel eine Rede und schloß sie mit dem Verschen:

Wo frommer Glaube im Herzen wohnt,
Und man ihn nährt mit jedem Tage,
Da flieht der Schmerz, verstummt die Klage;
Denn Gott ist's, der die Tugend lohnt.
Er hat sich rettend zu euch geneigt,
Und die Sünder bis zur Erd' gebeugt.

Inhalt.

Neue Jugendbibliothek für Unterhaltung, Belehrung und Pflege frommen Sinnes

Bd.: 6

Regensburg 1869